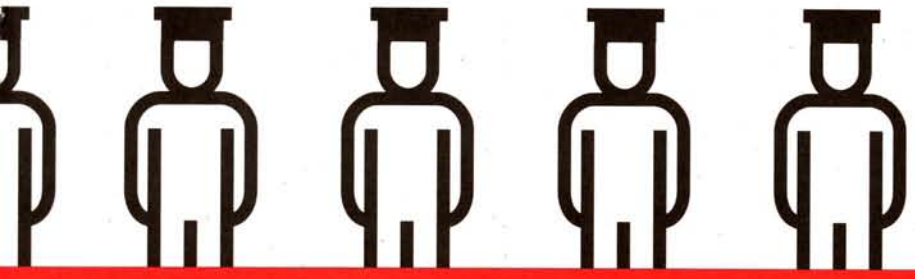
Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin | 14. Jahrgang | November 2002

UNAUF gefordert

einer wird gewinnen



132

kampf um medizin + auf guter tat ertappt + rot-grüne pläne

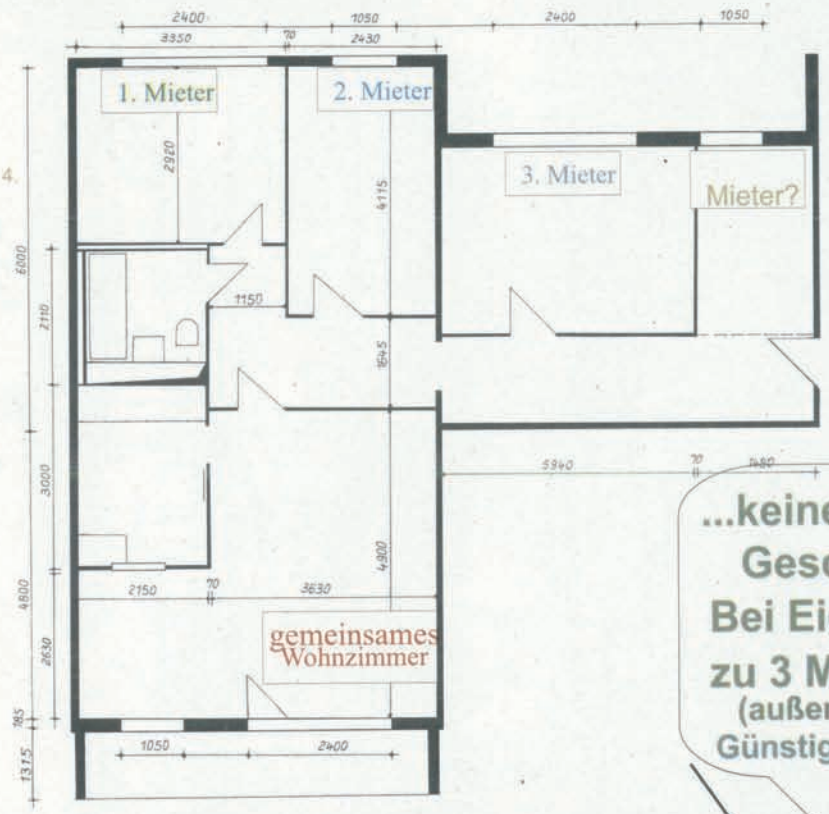
WGLi

WOHNEN IST LEBEN

www.wgli.de

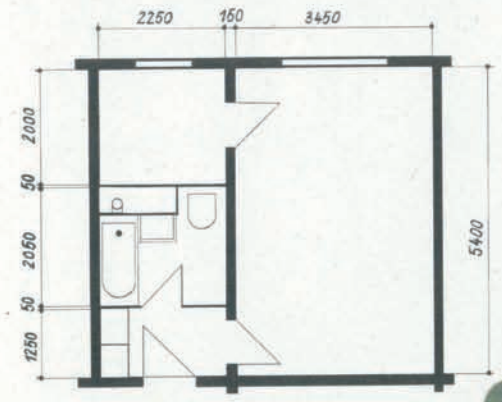
info@wgli.de

...für Azubi + Studenten... z. B.:



1-Zimmer-Wohnungen mit ca. 30 m² und ab 202 EURO Warmmiete/Monat, 4-Zimmerwohnungen und 5-Zimmer-Wohnungen von 75 bis 109 m² für gemeinschaftliches Wohnen besonders geeignet und supergünstig!

...keine Kaution, keine Geschäftsanteile.! Bei Eigenleistung bis zu 3 Monaten mietfrei (außer Betriebskosten)!! Günstige Verkehrsanbindung



...reinspaziert und losgewohnt!

WGLi Wohnungsgenossenschaft Lichtenberg e.G., Landsberger Allee 180 B in 10369 Berlin
Mo. 7:00-15:00 Uhr, Di. u. Do. 13:00-18:00 Uhr, Mi. 9:00-15:00 Uhr, Fr. 9:00-12:00 Uhr

Zuhause ist bei uns. (030) 9 70 00 - 0

UNAUF gefordert

Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herausgeberin:
StudentInnenparlament der HU

Verantwortliche Redakteure für diese Ausgabe:
Gesa Gottschalk, Steffen Hudemann, Anika Lampe, Markus Balkenhol, Stefan Martini

Redaktion: Alexander Florin, André Sowade, Anika Lampe, Annika Waldhaus, Christian Kunze, Christina Pack, Denise Klink, Dirk Limbach, Esterina Petrauschke, Frederike Felcht, Hark Machnik, Julia Roth, Kathrin Bienert, Kirsten Matthes, Lena Domröse, Manuela Smolinski, Martin Uebele, Nina Töllner, Martin Raasch, Romina Becker, Martina Stütz, Stefanie Reihert, Oliver Tripp

Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Verantwortlich für Anzeigen:
Kai Adamczyk

Satz: Dirk Limbach

Fotos: Christoph Schlüter

Illustrationen:
Ulrike Zimmer

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Hauptgebäude, Raum 3022
Tel.: 2093-2288, Fax: 2093-2754,
redaktion@unaufgefordert.hu-berlin.de
werbung@unaufgefordert.hu-berlin.de

Öffentliche Redaktionssitzungen:
montags um 18:00 Uhr im Raum 3022

Belichtung: Medienraum des RefRat

Druck: FATA MORGANA Verlag, Brunnenstr. 181, 10119 Berlin

gedruckt auf Recyclingpapier im Trockenoffsetverfahren

Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Nachdruck nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, Leserinnen- und Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
28.Oktober 2002
Redaktionsschluss der Nr. 133:
25.November 2002

editorial

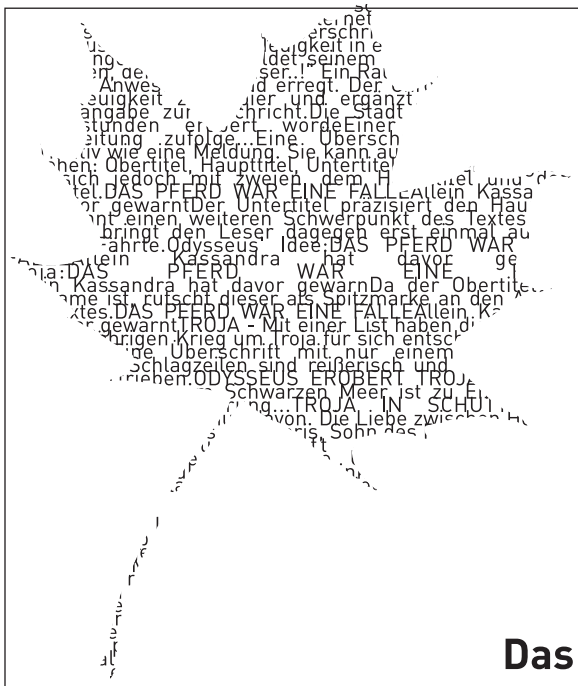
Liebe Leser,

und vor allem Du. Ja, Du weißt, wer Du bist, auch wenn wir es nicht tun. Heute wenden wir uns vor allem an Dich, auch wenn wir Deinen Namen nicht kennen. Von allen Fragebögen der letzten Ausgabe (Auflage 5000) hast nur Du ihn zurückgeschickt und uns Deine Sorgen anvertraut.

Wir helfen Dir und veröffentlichen sie. Deiner ersten Semesterwoche gibst Du die Note 4, von elf Veranstaltungen sind vier ausgefallen. Christof Rapp ist nicht zur Platon-Vorlesung erschienen, Bernhard Schlink nicht zu der über Rechtsphilosophie. Peter A. Kraus versäumte seine Vorlesung über Europa und Udo Tietz kam nicht zur ersten Seminarsitzung ›Kritische Theorie‹. Alles in allem, Du Student oder Studentin der Geschichte, der Philosphie und der Politikwissenschaften, ziehst Du folgendes Fazit: »Motivation scheint unausgewogen verteilt zu sein… Wer bekommt die Arbeit an der Uni eigentlich bezahlt? Studenten oder Dozenten?«

Genau. Und wer vollbringt eigentlich mehr gute Taten? In diesem Heft jedenfalls legen die Studenten vor: Ab Seite 22 zeigen wir Leute, die neben ihrem Studium die Welt verbessern. So wie wir. Mit diesem Editorial nämlich haben wir unser monatliches Pensum an guten Taten erfüllt.

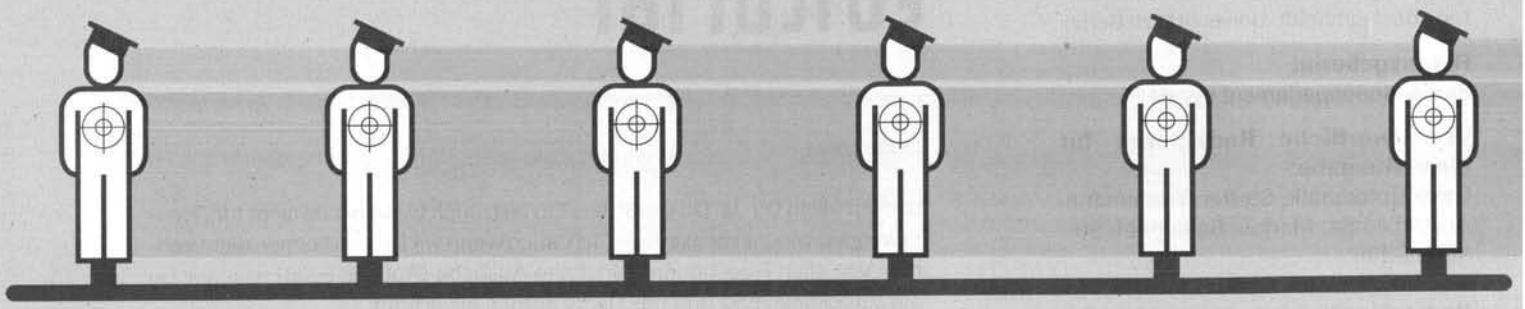
Eure UnAuf

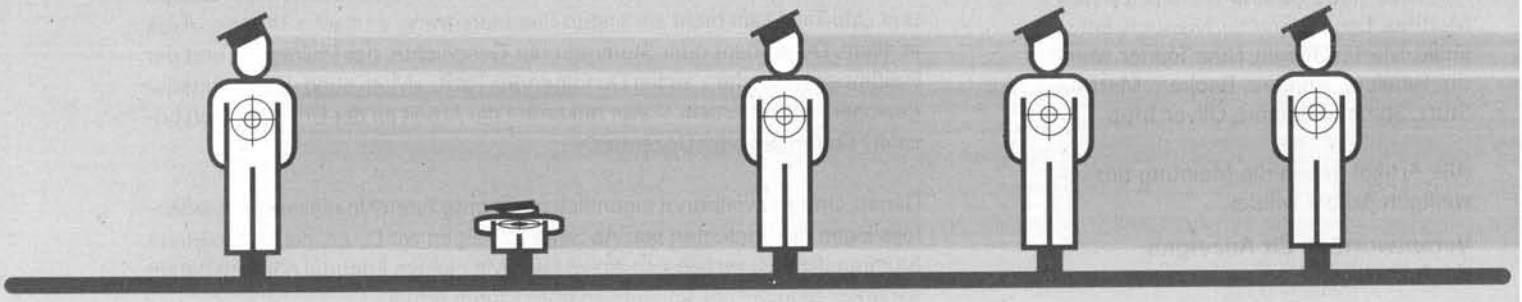


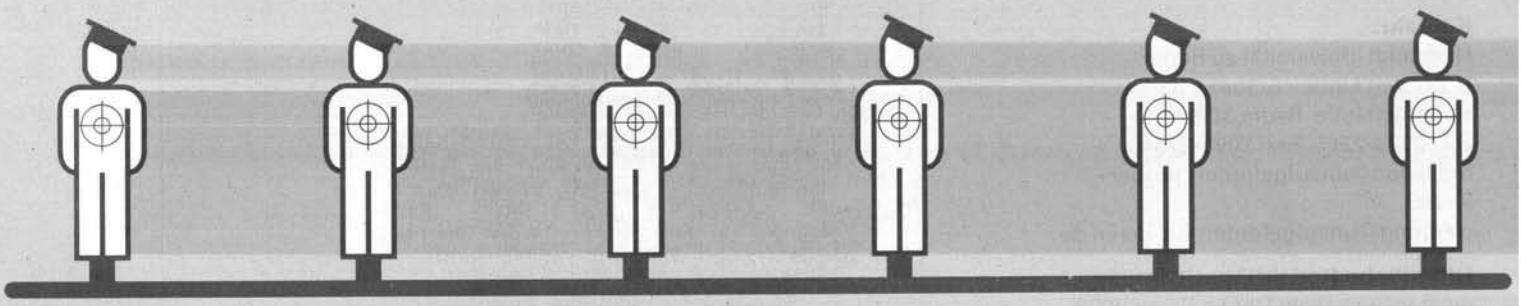
Das 1 x 1 des Blättermachens

Wir machen gute Studenten zu schlechten Journalisten. Vom **6. bis 8. Dezember 2002**.
Anmeldung zum Workshop
bis 30. November an:
readwrite@unaufgefordert.de

UNAUF gefordert







Juniorprofessuren

22 junge Wissenschaftler machen den Anfang. Sie wagen den Sprung auf den Professorensessel, ohne zu wissen, ob sie dort sitzen bleiben dürfen. Juniorprofessur heißt das gefährliche Spiel. Die Humboldt-Universität will als eine der ersten ganz vorne mitspielen. Finanzierung und Erfolg der neuen Stellen bleiben unsicher. Die Meinungen sind gespalten.

10 Im richtigen Zug?

Wie Juniorprofessoren an der Humboldt-Universität mit dem neuen Modell fahren.

12 Generation Golf im Algorithmus

Ein junger Informatiker begeistert sein Publikum.

13 »Zu spät nachgedacht«

Gewerkschafter Rainer Hansel kritisiert die Umsetzung der Reform an der HU.

politik

14 Kampf der Köpfe

Die Expertenkommission hat ihre Studie zur Berliner Hochschulmedizin vorgelegt.

16 Planlos nach PISA

Der rot-grüne Koalitionsvertrag sagt wenig zur Hochschulpolitik. Und ob das umgesetzt wird, ist fraglich.

studieren

17 Notbehelf für schwache Stunden

Der Sozialraum der Humboldt-Universität ist gut gemeint und schlecht gemacht.

18 Obolus und Remus

Latein ist eine tote Sprache. Und eine teure.

19 Schraubenschlüssel, bitte

Die HUBschrauber sollen helfen. Doch das Fahrrad ist immer noch kaputt. Ein Erfahrungsbericht.

20 Uni-Helden: Die Kartenerfasser

Rubriken

3 Editorial
6 News
7 Bauvorhaben
40 Tipps & Termine

Leben

22 Auf guter Tat ertappt

Hausarbeiten schreiben, kellnern, schlafen. Wem bleibt da noch Zeit, an andere zu denken? Ihm zum Beispiel.

29 Metropolen in Deutschland

Schwerte, “die Einkaufsstadt mit Herz”

30 Hoffnung im Geisterdorf

Das Studentendorf Schlachtensee kämpft ums Überleben.

32 Zimmer mit Aussicht

Die Tel-Cafeteria im 20. Stock des TU-Hochhauses

32 eMail aus... Wien

Kultur

33 »Go west, life is peaceful there«

Jana Hensel und ihr Buch ›Zonenkinder‹

34 Ullstein dank Uni

›Der Kaiser vom Knochenberg‹ von Karsten Krampitz

36 Der liebste Feind

Dan Diner über Antiamerikanismus

37 Im Schatten blüht nichts

Elf Regisseure über den 11. September

38 Plattenwäsche

39 Professor im Tutu

Im Theater am Halleschen Ufer über Bewegung reden

Coffee-Bar in der Juristischen Fakultät

Espresso · Cappuchino · Lattes
Muffins · Bagels · Brownies
Suppen · Sandwiches
Aufläufe · Bier · Wein
und viel mehr
...

In der Eingangshalle der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität

Montag bis Freitag
8:00 – 20:00 Uhr
Samstag
9:00 – 16:00 Uhr

TIM'S

Bebelplatz 1
Berlin Mitte
10117 Berlin
gegenüber dem Hauptgebäude
Fon: 20 45 58 25

Urabstimmung zum Semesterticket

Am 13. November ist es so weit. Rund 37.500 Studierende der Humboldt-Universität (HU) sind aufgerufen, über das Semesterticket abzustimmen. Bis zum 15. November haben sie dazu Zeit. Für die Einführung des Tickets reicht die einfache Mehrheit für das BVG-Angebot. Gleichzeitig müssen allerdings mindestens zehn Prozent aller Studierenden mit ›ja‹ stimmen. Dem studentischen Wahlvorstand zufolge haben bereits mehrere Hundert Studierende die Möglichkeit der Briefwahl genutzt. Sollte das Angebot der BVG Erfolg haben, würde das Ticket frühestens zum Sommersemester 2003 eingeführt. An der Technischen Universität gibt es das Semesterticket bereits seit dem Sommersemester 2002, an der Freien Universität wurde das Ticket im Oktober eingeführt. Ausführliche Informationen zum Thema gibt es in der Oktoberausgabe der UnAufgefordert.

Keine weiteren Wahllokale

Bei der Urabstimmung für das Semesterticket an der HU wird es bei den geplanten zwei Wahllokalen bleiben. Ein Antrag des Rings Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), diese um weitere zu ergänzen, wurde vom StudentInnenparlament (StuPa) abgelehnt. Der studentische Wahlvorstand sieht sich nicht in der Lage, eine ordnungsgemäße Wahl bei mehr als zwei Wahllokalen zu gewährleisten. Um mögliche Anfechtungen des Wahlergebnisses zu vermeiden, habe man sich entschieden, die Anzahl der Wahllokale auf zwei zu beschränken. Ein Wahllokal wird im Hauptgebäude, Unter den Linden 6, in Raum 3119 eingerichtet, das andere wird sich in Adlershof (Haus I, Raum I 019) befinden. Der Wahlvorstand erklärte sich bereit, die Öffnungszeiten des Wahllokals in Mitte zu verlängern. Die neuen Öffnungszeiten: Mittwoch, 13. November, und Donnerstag, 14. November, 10.00 bis 18.00 Uhr, Freitag, 15. November, 10.00 bis 16.00 Uhr. Das Wahllokal in Adlershof hat an allen drei Tagen von 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

StuPa gegen Semesterticket?

Die Studierenden an der HU rätseln über die Herkunft von zahlreichen Plakaten zum Semesterticket. Die auffälligen roten Plakate rufen mit Aussagen wie »Keine halben Sachen« und »Keine rosarote Brille beim Blick auf das Angebot der BVG« dazu auf, bei der Urabstimmung über das Semesterticket gegen das BVG-Angebot zu stimmen. Ein Urheber der Plakate fehlt jedoch auf den Plakaten. »Das sind Plakate des RefRats«, klärt der ehemalige Referent für das Politische Mandat, Oliver Stoll, auf. Es handle sich dabei um die Umsetzung des Beschlusses des StuPa. Der Urheber sei jedoch »aufgrund eines Schnittfehlers« nicht mit auf das Plakat gekommen.
Das StuPa hatte im Juli beschlossen, Plakate zu drucken, auf denen die Studierenden über die Urabstimmung zum Semesterticket informiert werden sollten.

RefRat entkernt

Der ReferentInnenrat (RefRat) der Humboldt-Universität steht ohne drei seiner Kernreferentinnen und -referenten da. Das StudentInnenparlament bestätigte die Referentin für Hochschulpolitik, Jana König, und die ReferentInnen für Lehre und Studium, Heike Toewe und Hendrik Süß, überraschend nicht in ihrem Amt. Grund sollen Querelen innerhalb der Listen gewesen sein. Der RefRat muss nun schnell eine Lösung finden. Die Betroffenen gehörten bisher zu den engagiertesten ReferentInnen und stellten zusammen 24 Sprechstunden pro Woche.
Gewählt bzw. bestätigt wurden:

Alexandra Illner
(Referentin für Ökologie)
Udo von Lengen
(Publikationsreferent)
Jan Fischer
(Referent für Öffentlichkeit)
Cindy Janicke
(Kulturreferentin)
Jörg Pohle
(Finanzreferent)
Michael Maschke
Sandra Khusawi
(Coreferent/in für Finanzen)
Verena Grundmann
(Referat Politisches Mandat)
Aretha Schwarzbach-Gbiango
(Referentin für Antirassismus)
Julia Willerding
Maren Frömel
(Referentinnen für Fachschaftskoordination)
Eva-Maria Burghardt
(Sprecherin des RefRats)
Malte Göbel
(Mitglied des StuPa-Präsidiums)

Sprechstunden in Adlershof

Seit dem 4. November ist die Forschungsabteilung auch in Adlershof präsent. Das Angebot soll sicherstellen, dass die Wissenschaftler in Adlershof den gleichen Vorortservice erhalten, wie die in Mitte. Noch ist unklar, wann auch die Studienabteilung, inklusive der Studienberatung, mit Sprechstunden in Adlershof vertreten sein wird. Leiter Joachim Baeckmann: »Wir warten seit Juni auf die Nachricht, dass die Räume fertig sind.«

Dunkle Flecken bei Daimler-Chrysler

Christian Tomuschat, weltweit Völkerrechtler an der Humboldt-Universität, ist als Leiter einer Untersuchungskommission über mögliche Verbrechen von argentinischen Daimler-Chrysler-Mitarbeitern in den 70er Jahren im Gespräch. Geklärt werden soll, ob ranghohe Mitarbeiter nach dem argentinischen Militärputsch von 1976 Mord und Verschleppung kritischer Gewerkschafter veranlasst haben. Konzernführer Schrempp hatte die Vorwürfe unter anderem der Kritischen Aktionäre bislang als anhaltslos zurückgewiesen. Die Kritik von Menschenrechtsorganisationen und staatsanwaltliche Ermittlungen in der Frage haben die Konzernleitung anscheinend zum Umdenken bewegt, Licht in ein möglicherweise dunkles Kapitel der Geschichte von Daimler-Chrysler zu bringen.

Baustopp bei Foster-Bibliothek

Nach Auskunft des Präsidenten der FU Gaehtgens ist in näherer Zukunft mit einem Stopp des Neubaus der philologischen Bibliothek, der sogenannten Foster-Bibliothek, zu rechnen. Der Bau der Glaskuppel, die das Dach der Bibliothek bilden sollte, konnte aus finanziellen Gründen nicht ausgeschrieben werden. Die Kosten drohten den vom Senat festgelegten Maximalbetrag von 102 Millionen Euro zu überschreiten, so Gaehtgens. Der Baustopp müsse so lange wirksam sein, bis der Berliner Senat die Deckelung des Bauvorhabens aufhebe. Angesichts der Haushaltslage ist eine solche Aufhebung allerdings auf längere Zeit hin unrealistisch.

>> Seite 8

Wichtige Bauvorhaben an der Humboldt-Uni

Foto: Christoph Schlüter

Wenn er warten muss, wird der gemeine Deutsche schnell ungeduldig und schlecht gelaunt. Leider muss er oft warten, auf das ärztliche Attest zu Beginn der alljährlichen Grippewelle oder auf den Regionalexpress nach Eisenhüttenstadt, der voraussichtlich 50 Minuten später eintreffen wird. In anderen Regionen der Welt sehen die Menschen das Warten gelassener. In Kuba soll es vorkommen, dass die Passagiere ganze Tage auf einen Zug warten, ohne dass es zu Tumulten kommt. In spanischen Städten sind an Bushaltestellen in der Regel keine Fahrpläne angebracht. Die Menschen warten einfach, bis der richtige Bus vorbeikommt. In Berlin dagegen werden in U-Bahnhöfen elektronische Systeme installiert, damit die Menschen auf die Minute genau wissen, wann der Zug einfahren wird. Wissenschaftler haben herausgefunden, dass die ›gefühlte Wartezeit‹ so verkürzt werden kann.

Auch an der Humboldt-Universität muss gelegentlich gewartet werden. Auf einen Termin beim Präsidenten zum Beispiel. Der Präsident ist ein sehr wichtiger und viel beschäftigter Mann und kann deshalb nicht alle Besucher sofort in sein Büro bitten. Derzeit warten die Gäste in einer Nische im Vorzimmer. Nun konnte die Geometrie des Vorzimmers durch gezielte Umbaumaßnahmen schon verbessert werden. Einer kosmopolitischen Universität, die Dependancen in Moskau und New York unterhält, ist eine Wartenische aber selbstverständlich unwürdig.

Eine Wartelounge muss also her. »Der Wissenschaftssenator hat so etwas auch«, weiß Wichtige-Bauvorhaben-Experte Ewald-Joachim Schwalgin. Dort könnten die Besucher warten, ohne dass jeder sieht, wer so beim Präsidenten ein- und ausgeht.

Der Wichtige-Bauvorhaben-Experte hat schon einen Raum im Sinn. »In der 2025 wollten wir ohnehin einen Cateringraum einrichten, das lässt sich mit dem Warteraum kombinieren.« Bisher habe man keine adäquate Gelegenheit gehabt, nach Veranstaltungen im Senatssaal abzuspülen. »Die Leute mussten mit den Gläsern immer bis zur Toilette laufen, um dort zu spülen, das war nicht sehr hygienisch«, sagt Ewald-Joachim Schwalgin. Dies werde sich mit dem neuen Raum ändern. Doch was passiert, wenn Wartende und Spülkräfte die Catering-Wartelounge-Kombination gleichzeitig nutzen wollen? Vielleicht liegen darin aber auch ungeahnte Chancen. Anderen Leuten bei der Arbeit zuzusehen, soll die gefühlte Wartezeit nämlich extrem verkürzen.

Steffen Hudemann<

Djihad in TU-Mensa

In der Alten Mensa der Technischen Universität trafen sich am 27. Oktober Vertreter islamischer Strömungen, die zur Vernichtung des Staates Israels und zum Mord an Juden aufrufen. Die Gruppe Hizb ut-Tahrir (Befreiungspartei) hatte eine Veranstaltung mit dem Titel ›Der Irak – Ein neuer Krieg und die Folgen‹ organisiert. In Publikationen der Hizb ut-Tahrir wird über »Die terroristische Existenz der Juden« berichtet, Muslime werden aufgerufen, »der blindwütigen und vampirischen Existenz der Juden ein Ende zu bereiten«, auf die »zionistische Aggression in Palästina« gebe es nur eine Antwort, nämlich den »Djihad«. Die Gruppe hatte die Veranstaltung über die ›Hochschulgruppe für Kultur und Wissenschaft‹ an der TU bei dem Berliner Studentenwerk angemeldet. Nach Angaben des Studentenwerks sei die Hochschulgruppe bisher unauffällig gewesen. Dem Berliner Verfassungsschutz hingegen ist die Gruppe als »eine radikal-islamistische Organisation« wohl bekannt, die als »verfassungsfeindlich« eingestuft werde. Kurt Kutzler, der Präsident der TU, verurteilte die Veranstaltung, wies allerdings darauf hin, dass das Studentenwerk für die Vergabe des Veranstaltungsorts zuständig gewesen sei. Mittlerweile ermittelt der Berliner Staatsschutz wegen Volksverhetzung.

Schwarzfahren wider Willen

Bis zu 4.000 Studierende der Technischen und der Freien Universität müssen zu Beginn des Semesters schwarz fahren, obwohl sie das Ticket längst bezahlt haben. Grund: Sie haben ihre Studentenausweise noch nicht erhalten. Betroffen sind vor allem ausländische Studenten, deren Immatrikulation häufig etwas länger dauert. Die Berliner Verkehrsbetriebe erkennen als Ersatz jedoch weder Immatrikulationsbescheingungen noch Beitragsquittungen an. Diese seien nicht fälschungssicher. Die TU kündigte an, man werde sich bemühen, die Fristen für ausländische Studierende im kommenden Jahr zu verkürzen, um diese Probleme zu vermeiden.

Zu wenig Uni-Absolventen

Nur 19 Prozent eines Jahrgangs schaffen in Deutschland einen Hochschulabschluss. Das ergab eine Studie der Organisation für wirtschaftliche Entwicklung (OECD). In anderen Ländern, wie den USA, Japan, Finnland und Polen erwerben mehr als ein Drittel einen entsprechenden Abschluss. Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) warnte in diesem Zusammenhang vor einem erneuten Aufflammen der Debatte um Studiengebühren. Dies beeinträchtige das gerade wieder erwachte Interesse am Studium. In einem Punkt bietet die Studie dennoch gute Nachrichten für deutsche Universitäten. In der Rangliste der weltweit beliebtesten Gastländer für Studenten ist Deutschland auf den dritten Platz vorgerückt. Nur die USA und Großbritannien sind noch beliebter.

Elite ohne Geld

Der neuen Elite-Uni der deutschen Wirtschaft, am 31.Oktober feierlich gegründet, fehlt Geld. Die private Hochschule verlangt Gebühren von bis zu 50.000 Euro pro Jahr und wird im ehemaligen Staatsratsgebäude der DDR am Schlossplatz untergebracht. Das Land Berlin hatte der Hochschule den Bau im Wert von 24 Millionen Zuschlag mietfrei zur Verfügung gestellt. Wer die Sanierung der Immobilie finanzieren soll, ist allerdings noch nicht geklärt. Obwohl 24 der finanzstärksten deutschen Unternehmen von Allianz bis ThyssenKrupp an der Stiftung beteiligt sind, gelang es bisher nicht, ausreichend Stiftungskapital zu sammeln. Geht es nach den Vorstellungen der Konzerne, soll das bankrotte Land Berlin die Kosten von 25 Millionen Euro übernehmen. Während Berliner Studenten sich bereits zu Protestkundgebungen zusammenfanden, äußerte sich Klaus Wowereit weniger empört. »Da wird sich ei-

Liebesbriefe

Sehr geehrte Redaktion,
im aktuellen Heft auf Seite 29 (Rubrik Leben) ist Ihnen eine an Unverschämtheit grenzende Geschmacklosigkeit unterlaufen. Die Überschrift ›gruseln‹ paßt in der Tat zum Duktus des Artikels: ist es wirklich eine sensationslüsterne Gruseltour, wenn man nach einem ›ordentlichen Frühstück... verformte Föten‹ besichtigt? Guten Appetit! Ihr Redakteur hat wohl sein Praktikum bei der BILD-Zeitung absolviert.
Yvonne Kult, via eMail

Liebe Frau Kult,
entgegen anders lautender Gerüchte gibt es keine Zusammenarbeit zwischen dem Hause Springer und der UnAufgefordert. Wir danken Ihnen aber stellvertretend für all jene, die uns unermüdlich vor dem Abrutschen in den Boulevard bewahren.

Liebe Redaktion!
In Eurer Oktoberausgabe ist Euch leider ein kleiner Fehler unterlaufen. Auf Seite 13 zeigt Ihr einen Spürpanzer Fuchs.
Bei dem Fahrzeug auf dem Bild handelt es sich aber um einen Transportpanzer Fuchs. Das Fahrzeug ist prinzipiell das Gleiche, nur die Spezifikationen sind anders. Beim Spürpanzer Fuchs hat das Heck noch einen Anbau.
Damit ändert sich auch die Höchstzahl der zu befördernden Personen. Inklusive Fahrer liegt die nämlich bei 8 Personen.
Stephan Dylla, ehemaliges Besatzungsmitglied eines Spürpanzers Fuchs, via eMail

Lieber Stephan,
beim nächsten Mal werden wir darauf achten. Die erschreckende Unkenntnis militärischer Zusammenhänge, die in dieser Redaktion herrscht, wird gelegentlich bemängelt. Andere sehen sie mit Erleichterung. Zur Verteidigung des Vaterlands sollten wir jedenfalls nur herangezogen werden, wenn man alle anderen schon gefragt hat. Wir können sonst für nichts garantieren. Deine Transportnasen von der

UnAufgefordert <

ne Lösung finden«, so der Regierende Bürgermeister.

Studenten klagen

Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe prüft erneut die rechtliche Grundlage der Verwaltungsgebühren, die in Baden-Württemberg bei der Immatrikulation erhoben werden. Vorausgegangen waren Klagen verschiedener Studenten am Verwaltungsgericht Mannheim. Das Gericht hatte die Verfahren aufgrund einer Kostenaufstellung des Landesrechnungshofes an die nächste Instanz weitergeleitet. Aus der Aufstellung geht hervor, dass die tatsächlich anfallenden Verwaltungsgebühren von 4,26 Euro in krassem Missverständnis zu den geforderten 51,13 Euro stehen. Ein Studentenvertreter der Universität Freiburg äußerte sich erbost über den Versuch, auf diese Weise die seit der Hochschulreform in den Siebziger Jahren abgeschafften Studiengebühren wieder einzuführen.

Fluthilfe stockt

Die groß angekündigte Spendenaktion der Humboldt-Universität zur Behebung der Flutschäden an der Karls-Universität Prag verlief bisher nur mäßig erfolgreich. Zwei Monate nach Beginn der Aktion hat die Humboldt-Universität erst etwa 4.350 Euro sammeln können. Das sind rund zehn Cent pro Universitätsmitglied. Vizepräsidentin Barbara Ischinger hofft aber, wenigstens einen Scheck über 5.000 Euro überreichen zu können.
Wer helfen möchte, dass das Geld noch zusammen kommt, kann sich unter www.hu-berlin.de oder unter der Telefonnummer 2093-2106 nähere Informationen beschaffen.

SPEICHER
Freizeit • Arbeit • Camping • Survival
Discountladen Greifswalder Str. 216
Mo.–Fr. 10.00–19.00 Sa. 9.00–16.00

Humboldt goes world

Die Humboldt-Uni pflanzt sich fort. Als erste deutsche Uni besitzt sie jetzt zwei Außenstellen, die als eine Art Botschaft dienen sollen. Am 16. September 2002 begann die Expansion mit der Repräsentanz in Moskau, am 3. Oktober erreichte der Eroberungsfeldzug New York.

Was aber hat die Uni damit vor? Die beiden Außenstellen sind Bestandteil der allgemeinen Internationalisierungsstrategie. Das Hauptaugenmerk beider Büros liegt im Bereich der Forschung. Ausländische Wissenschaftler sollen geworben werden und Forschungsergebnisse international bekannt gemacht werden. Generell soll die HU in akademischen Kreisen bekannter werden. »Es geht der Uni nicht darum, Studenten anzulocken«, so Uwe Brandenburg, Leiter des Amtes für internationale Angelegenheiten, »mit 190 amerikanischen und 200 russischen Studenten sind wir gut bestückt.«

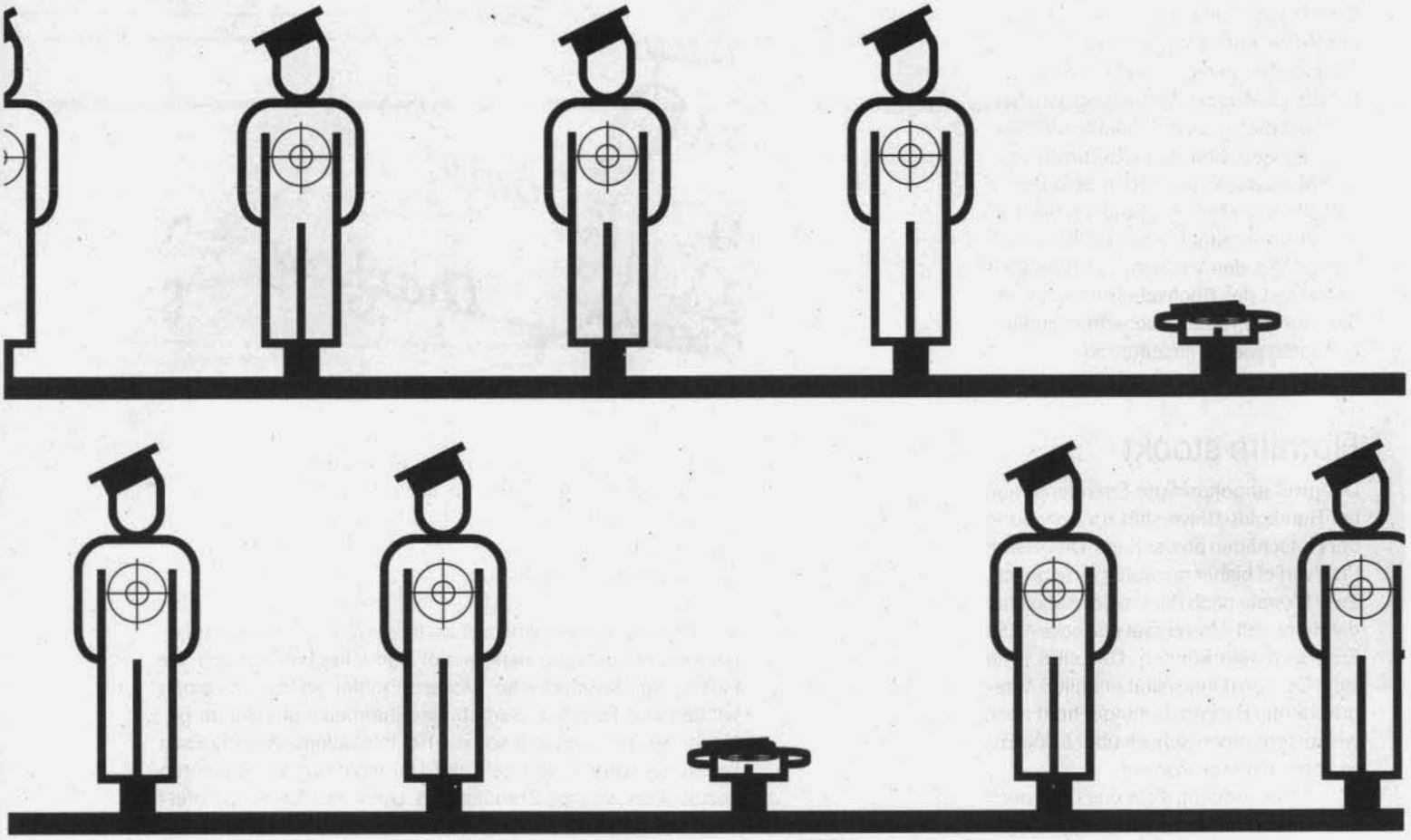
Vorgesehen ist auch die verstärkte Kontaktpflege zu russischen und amerikanischen Alumni, man brüstet sich ja gern und lange mit den Erfolgen der Ehemaligen.

Ausländische Studenten, ausländische Wissenschaftler, Ehemalige – bleibt die Frage: Was bleibt für uns vom großen Kuchen? Für Janine Ludwig, Studentin der Literaturwissenschaft gab's ein Sahnestück. Die Repräsentation der Uni und die Organisation von Meetings und Vortragsreihen in New York war der HU ein Auslandsstipendium wert. All jene, die ähnliche Karrieren anstreben, können nun hoffen. Der Studentenaustausch soll angeregt und erleichtert werden. Im Studienfach Internationale Beziehungen soll ein Doppel-Diplom ermöglicht werden.

Fazit: Für alle, die es nicht unbedingt nach New York oder Moskau zieht, wird sich vorerst nichts merklich ändern, denn der Aufbau weiterer Dependancen ist bisher nicht geplant. Doch man kann nie wissen, wohin der Feldzug noch führen wird, Internationalisierung ist ja sehr schick zur Zeit.

Anika Lampe<

willkommen in der wissenschaft



Junge Akademiker erhalten die gleichen Rechte wie Habilitierte. Das ist der Traum. Die Realität der Juniorprofessur sieht schon jetzt anders aus.

Wer Professor werden möchte, muss einen langen und steinigen Weg einschlagen. Durchschnittlich wird man erst mit 42 Jahren zum Professor berufen. Davor schuftet der Anwärter als wissenschaftlicher Mitarbeiter jahrelang unter den Fittichen eines Ordinarius. Bei diesem schreibt er die oftmals als Tortur empfundene Habilitation. Ist diese Hürde genommen, stürzen sich alle verzweifelt auf die teilweise raren Professorenstellen, halten sich bei Misserfolg mit Forschungsstipendien und Anstellungen als Privatdozent über Wasser. Wen im bürokratisierten Deutschland nichts mehr hält, der geht ins Ausland.

Diesem schwarz gemalten Bild abzuhelfen, hat sich die rot-grüne Koalition zum Ziel gesetzt. Zur »Schaffung eines modernen und leistungsfähigen deutschen Hochschulwesens«, so Gerhard Schröder, führte sie 2001 die Juniorprofessur ein. Die leistungsorientierte Hochschulreform soll jungen Wissenschaftlern zu mehr Selbständigkeit in Forschung und Lehre verhelfen und ihnen nach spätestens sechs Jahren, mit ungefähr Mitte 30, zeigen, ob sie für den Beruf geeignet sind. Denjenigen Wissenschaftlern jedoch, die jetzt bereits mehr als zwölf Jahre auf den Ruf an einen Lehrstuhl warten, droht aufgrund dieser Regelung nach 2005 das Karriereaus. Die Reform kennt da keine Gnade. Sie beabsichtigt, das Eintrittsalter von Professoren zu senken.

Ganz vorn dabei

Die Humboldt-Universität (HU) wollte selbstverständlich unter den ersten sein und die historische Chance nicht verpassen, auf den Innovations-Zug aufzuspringen. Gleich 49 Stellen, bundesweit Rekord, waren ursprünglich angedacht,

die meisten sind bereits ausgeschrieben. Zu Semesterbeginn traten die ersten 22 Juniorprofessoren ihren Dienst an der HU an.

In Oliver Wilhelms Büro stehen noch Regale leer und ineinandergestapelte Kartons herum. Es hat alles noch den Geruch von etwas Neuem. Der 33-jährige hat am 1. Juli als einer der ersten an der HU eine Juniorprofessur übernommen, Psychologische Diagnostik. Für Wilhelm war mit entscheidend, dass die Juniorprofessur mit der amerikanischen Assistenten-Professur vergleichbar werden soll, denn er konnte zwischen dem Berliner und einem amerikanischem Angebot wählen. Außerdem freut er sich über die Unterstützung am Institut. Er kann Sekretariatskapazitäten ebenso wie studentische Hilfskräfte mitnutzen.

Dass Oliver Wilhelm allein dieses Semester eine Vorlesung und ein Seminar halten und Diplomprüfungen abnehmen muss, stört ihn nicht: »Das gehört zum Geschäft.« Für die Studenten könne das nur vorteilhaft sein. Er sei um Jahre jünger als seine Professorenkollegen, da »ist implizit die Nähe zu den Studenten größer, begegnet man sich gleicher.«

Auslaufmodell Habilitation

Kernstück der Reform ist, dass man nunmehr insgesamt zwölf, für Mediziner fünfzehn Jahre Zeit hat, es in die Würden eines Professors zu schaffen. Das Eintrittsalter eines Professors soll dadurch verringert werden. Als Doktorand durchschreitet man die erste Phase, in der die Dissertation innerhalb von sechs Jahren abgelegt werden muss. Mit einer herausragenden Dissertation und zusätzlichen Veröffentlichungen kann man sich auf eine Juniorprofessur bewerben. Als Juniorprofessor ist man auf sechs Jahre befristet eingestellt. Es sind Lehrveranstaltungen durchzuführen, Prüfungen abzuhalten und Doktoranden zu betreuen. Die Habilitation wird für eine Übergangszeit, bis 2010, neben der Juniorprofessur den Weg für eine Professur ebnen; danach ist sie faktisch abgeschafft. Wer es nicht auf einen Posten schafft, soll nach den Vorstellungen der Reformer mit Mitte 30 noch jung genug sein, den Beruf zu wechseln.

»Das ist das Beste, was mir passieren konnte, denn für Historiker gibt es nicht allzu viele Stellen.« Die 33-jährige Elke Hartmann, die ein halbes Jahr ohne Arbeit war, ist seit Anfang diesen Semesters Juniorprofessorin für Geschlechtergeschichte im Fachbereich Alte Geschichte. Sie empfindet die Abschaffung des Habilitationszwangs als befreiend. In den nächsten drei Jahren, bis sie das erste Mal evaluiert wird, will sie ein Buch zu ›Armut in der Antike‹ schreiben, versuchen, Tagungsprojekte zu organisieren und Drittmittel einzuwerben. Ihre Berufschancen schätzt die frisch Berufene realistisch ein. In einem konservativen Fach sei die Genderproblematik nicht immer willkommen. Möglicherweise werde auch ihr Buch nicht wie eine vollwertige Habilitation betrachtet. Dennoch sagt sie: »Ich hoffe, dass ich im richtigen Zug sitze.«

Die Juniorprofessur stößt indessen nicht überall auf Gegenliebe. Auch im Vorfeld der Reform hagelte es Kritik von Seiten der betroffenen Wissenschaftler. Eine unkalkulierbare Folge der Reform werde sein, dass sich nun Juniorprofessoren und Habilitierte zugleich auf die wenigen offenen Stellen bewerben würden.

Bardo Fassbender, Assistent an der Juristischen Fakultät, glaubt den Versprechungen der Juniorprofessur nicht: »Es ist eine Illusion, dass die Juniorprofessoren unabhängig von den Professoren sein werden. Von Gleichberechtigung kann momentan keine Rede sein.« Die Juniorprofessoren werden weiterhin, sei es bei Evaluierungen oder Berufungen, vom Urteil der älteren, anerkannten Professoren abhängig sein. »Ich rechne mit weiteren Anpassungen, damit fachspezifisch differenziert werden kann,« urteilt der Jurist eher skeptisch über die Reform. Fassbender gibt sich zuversichtlich: »Ich bin da nicht ängstlich.« Die jetzigen Juniorprofessoren werden den Habilitierten erst in zirka sechs Jahren Konkurrenz machen.

Unmut macht sich breit

Noch ist die gesetzliche Grundlage, auf der die Juniorprofessuren basieren, nicht geklärt. Die Novelle des Hochschulrahmengesetzes, die diese Frage regelt, ist noch nicht im Berliner Landesrecht umgesetzt.

Brigitte Reich, Referentin in der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Kultur, versichert jedoch, dass die Verabschiedung des Fraktionsentwurfs im Berliner Abgeordnetenhaus »noch in diesem Jahr« erfolgen wird. Auch die Finanzierung der Erstausstattung sei gesichert. Das Geld sei vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) »in einem regulären Verfahren bewilligt« und in einer vorgezogenen Phase ausgezahlt worden.

Allerdings hatte das Präsidium der HU auf Versprechungen des BMBF vertraut, die das Ministerium dann nicht einhielt. Zunächst hieß es, die 75.000 Euro pro Juniorprofessur könnten über den gesamten Zeitraum verteilt werden. Entgegen dieser Zusage muss die Humboldt-Universität das Geld nun bis zum Jahresende ausgegeben haben.

Auch Elke Hartmann muss die Anschubfinanzierung bis zum 31. Dezember verbraucht haben. Zudem kann sie nur Geräte ab einem Preis von 400 Euro anschaffen. Das Geld gab sie schließlich für einen leistungsstarken Computer aus. Oliver Wilhelm dagegen kann den Grundstock über die ganzen sechs Jahre nach freiem Willen verwenden. »Jeder hat andere Berufungsverhandlungen geführt«, erklärt Brigitte Lehmann, Leiterin der Forschungsabteilung, »und Zusagen, die wir gemacht haben, halten wir auch.« Ein Naturwissenschaftler habe eben andere Ansprüche als ein Theologe. Besonders Geisteswissenschaftler sind nachteilig von der Regelung betroffen, dass nur Sachmittel ab 400 Euro finanziert werden. Für Reisekosten oder Bücher stehen die Töpfe des BMBF also nicht mehr zur Verfügung. »Die Universität wird dem einen oder anderen deshalb unter die Arme greifen müssen«, gibt Lehmann zu. Die HU werde das Geld jedoch verbrauchen. Es sei gesichert, dass kein Geld an das BMBF zurückgegeben werden müsse, so Lehmann. In Kreisen der Universitätsverwaltung macht sich dagegen bereits Unmut über das Verhandlungsungeschick der Unileitung breit, wie die UnAufgefordert erfuhr.

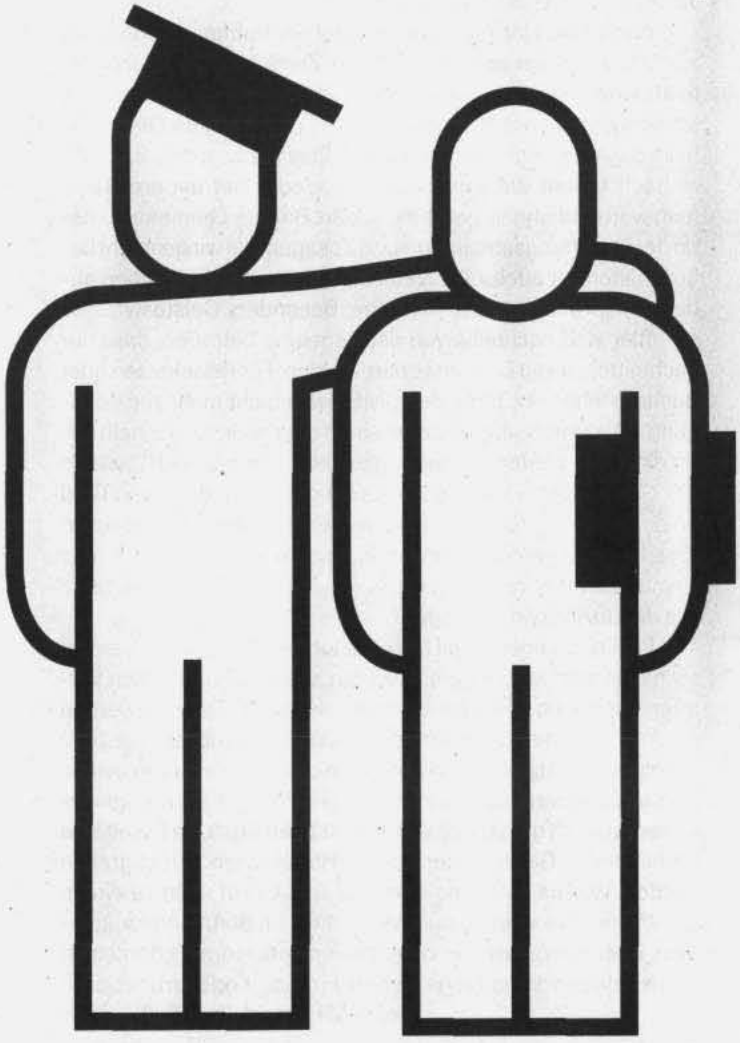
Ein endgültiges Urteil über die Juniorprofessur kann erst in sechs bis acht Jahren gefällt werden, wenn die befristeten Verträge der ersten Juniorprofessuren auslaufen. Dann bewerben sich nicht nur die Juniorprofessoren, sondern auch die bis 2010 zugelassenen Habilitierten auf die knappen Professorenstellen. Ob die Chancen der Juniorprofessoren in den Berufungsverfahren wirklich gut stehen werden, ist zweifelhaft, da Fakultäten traditionellen Geistes eher auf die Habilitierten zurückgreifen werden. Wer es im ersten oder zweiten Anlauf nicht zu einem Ruf an eine Uni schafft, muss versuchen, im Beruf unterzukommen oder umzusatteln. Viele Juniorprofessoren könnten in sechs Jahren vor der Frage stehen: Professor oder arbeitslos?

Stefan Martini, Steffen Hudemann <

Ein Juniorprofessor liest über Zahlenhaufen. Und begeistert damit seine Studenten.

Generation Golf im Algorithmus

»Was passiert denn, wenn die Kinder hier ihren Vater verlieren?«, fragt Juniorprofessor Anusch Taraz, 31, in die Runde. »Sie werden zu Wurzeln«, bekommt er zur Antwort. Nein, es geht hier weder um Erziehungswissenschaften, noch um Psychologie oder Philosophie. Wir befinden uns im Hörsaal 3.101 im Neubau an der Rudower Chaussee 25 in Berlin-Adlershof, und Anusch Taraz liest zum Thema ›Graphen und Algorithmen‹ vor zirka 40 Informatikstudenten im Hauptstudium. An diesem Freitagmittag befassen Taraz und seine Studenten sich mit dem Rijkstra-Algorithmus und mit Fibonacci-Heaps. »Fibonacci kennt ihr alle. Aber wusstet ihr, dass die Fibonacci-Zahlen sich sogar in der Musik von Bartók wiederfinden sollen? Ich weiß aber nicht, ob er das auch wusste«, fügt er hinzu und hat damit die Lacher auf seiner Seite.



»Wo kommen denn in unserer Welt die Kinder her?«, fragt er. Niemand gibt eine Antwort. »Na, irgendwo müssen sie doch herkommen, ihr glaubt doch nicht mehr an den Storch.« Was Taraz als »unsere Welt« bezeichnet, ist die Welt der »zufälligen Strukturen und Algorithmen«. In dieser Welt sind »Kinder« keine Menschen, sondern Elemente eines ›Heaps‹, Zahlen, die aneinander gereiht werden und dabei, wie bei einem Stammbaum, Ketten und Äste ergeben. Ein Heap, zu deutsch Haufen, ist ein ›knotenmarkierter, binärer Baum‹. Es fallen die Begriffe ›Insert‹, ›Input‹ und ›Decrease Key‹. Spätestens hier wird die Vorlesung zu einer Welt für sich, in der sich Nicht-Informatiker nicht mehr zurechtfinden.

Anusch Taraz vermittelt diese Welt dennoch anschaulich. Lebhaft spricht er zu den Studenten, baut Scherze und Kalauer ein, beschreibt die Tafel und läuft hinüber zum Overhead-Projektor. Gezielt legt er Folien auf und markiert wichtige Punkte des Graphen mit Fingerabdrücken aus Kreidestaub. Die Arbeitsatmosphäre ist entspannt, Studenten und Juniorprofessor duzen sich.

»Man versteht seine Witze«

Die Studenten kommen gern in die Veranstaltungen des Juniorprofessors. »Er ist viel erfrischender und abwechslungsreicher als die älteren Professoren«, findet Informatikstudent Martin Stiel. Die Älteren setzen die Medien leider oft viel zu einseitig ein: »Da wird dann einfach alles an die Wand projeziert.« Sein Kommilitone Andreas Meyer äußert sich ähnlich: »Es ist viel angenehmer mit jungen Leuten. Man ist sich doch viel näher. Zum Beispiel verstehen seine Studenten die Witze, die er macht.«

Seit Mai 2002 ist Anusch Taraz Juniorprofessor an der Humboldt-Universität (HU). Er war einer der ersten und gehört zu den Bewerbern von der HU. Taraz ist bereits seit 1995 an der HU, 1999 promovierte er zum Thema ›Phase transitions in the evolution of partially ordered sets‹. Als die Juniorprofessuren an der HU ausgeschrieben wurden, bewarb er sich. »Ich fand einfach, dass der Name Juniorprofessor besser das beschreibt, was ich ohnehin tue.« Zuvor hatte er bereits den Vizepräsidenten für Forschung, Hans-Jürgen Prömel, auf dessen Lehrstuhl vertreten. Ob er noch habilitieren wird, weiß er noch nicht genau. »Aber ich denke schon, schließlich ist das bei uns Naturwissenschaftlern nicht so ein Akt.«

Vorerst kümmert er sich weiter um seine Vorlesung. Allerlei Beweise werden geführt, die Studenten folgen dem Geschehen an der Tafel im Skript, machen sich Notizen. Einige haben einen Laptop dabei. Dann werden wieder allerlei Zahlen verschoben, es wird ›konsolidiert‹. Gelegenheit, ein paar kurze Seitenhiebe auf Hans Eichel anzubringen. Am Ende stehen einige »Väter« ohne »Kinder« da. Taraz, einer, der es wissen muss, stellt fest: »So ist sie, die Generation Golf.«

Steffen Hudemann <

Rainer Hansel von der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW) sagt, was er von Juniorprofessuren hält.

»zu spät nachgedacht«

UnAufgefordert: Die Humboldt-Universität ist stolz auf die Einführung der Juniorprofessur. Teilen Sie diese Begeisterung?
Rainer Hansel: Nur zum Teil.

In welchen Punkten sind Sie anderer Meinung?
Unter anderem ist die Frage, was mit der Juniorprofessur geschieht, wenn sie erfolgreich absolviert ist, an der HU nicht ausreichend diskutiert. Die Juniorprofessur hat also eine langfristige Wirkung. Dies muss in die Personalentwicklung eingebettet werden.

Was geschieht denn mit den Juniorprofessuren nach deren Auslaufen?
Es gibt bisher keine vorausschauende Planung, dass erfolgreiche Juniorprofessoren nach deren Ablauf auch dauerhaft an der HU bleiben können.

Hätte man vielleicht doch länger mit der Einführung warten müssen?
Es ist sicher eine gute Sache, Visionen zu haben und diese umzusetzen. Ich denke aber, dass eine Universität auch Verantwortung gegenüber jungen Leuten hat, die an diese Universität kommen. Da darf es nicht darum gehen: Wir sind die ersten, egal, was es kostet. Die Juniorprofessuren an der HU sind, solange das Berliner Hochschulgesetz dies nicht festschreibt, keine Juniorprofessuren im Sinne des HRG, sondern eine Sonderfassung der HU. Die Juniorprofessoren, die jetzt hier antreten, sind schlechten Konditionen ausgesetzt.

Sind sie überhaupt ›echte‹ Professoren?
Auf gar keinen Fall. Das, was man regeln kann, ist die selbständige Lehre und Forschung. Das können aber auch wissenschaftliche Mitarbeiter als Leiter von Nachwuchsgruppen. Die Zugehörigkeit der Juniorprofessoren zur Gruppe der Professoren ist nicht gesichert. Dieser Punkt macht einen entscheidenen Unterschied aus. Die Juniorprofessoren sind eindeutig der Gruppe des wissenschaftlichen Mittelbaus zugeordnet. Sie sind also in dieser Frage einfach keine Professoren.

Die Juniorprofessoren werden nach drei Jahren evaluiert. Was halten Sie davon?
Wenn man Juniorprofessuren eine dauerhafte Perspektive eröffnen will, geht dies nicht mit der Evaluierung nach drei Jahren. Juniorprofessoren sind doch im Grunde Turbo-Wissenschaftliche-Mitarbeiter, die schnell von Studium und Promotion zur Juniorprofessur übergehen. Bis dahin konnten sie weder im ausreichenden Maße selbständig forschen, noch selbständig lehren. Das heißt, dass sie in der Regel keine Erfahrungen mit dem Aufbau eigener Vorlesungen oder mit dem Einwerben von Drittmitteln haben. Der skandalöseste Punkt ist, dass zurzeit überhaupt nicht klar ist, was passieren wird. Das halte ich für sehr schwierig. Da soll sich der Juniorprofessor auf ein Verfahren einlassen, bei dem die Kriterien erst nachträglich festgelegt werden.

Wie erklären Sie sich, dass die Universität da nicht vorgesorgt hat?
Man hat einfach zu spät nachgedacht.

Warum kommen die Leute trotzdem mit soviel Enthusiasmus an die HU?
In der Tat muss man schon viel Enthusiasmus haben, um hier anzufangen. Zum Glück ist das bei den Leuten der Fall. Aber letztendlich muss man schon fragen, ob die Bedingungen an der HU das sichern, was eigentlich mit der Zielstellung Juniorprofessur verbunden ist.

Was sind diese Zielstellungen Ihrer Ansicht nach?
Fähige Leute möglichst früh aus einem Abhängigkeitsverhältnis zu Professoren herauszubringen und ihre eigene Kreativität zu fördern. Das ist sehr wichtig, das ist zu begrüßen. Andererseits wird dies konterkariert. Inhaltlich, weil durch die HU bereits 1998 strukturelle Entscheidungen getroffen worden sind, die bei einigen jetzt schon gegen die Fortführung der Professur sprechen. Arbeitsvertraglich, weil die Bedingungen nicht stimmen. Was die Humboldt derzeit anbietet, ist alles andere als attraktiv.

Das Interview führte: Steffen Hudemann

COPY SHOP
COPY SERVICE
COPY CLARA
Inh. G. Kienast
im Internet unter
www.copyclara.de

- Kopien in s/w und Farbe
- Drucken in s/w und Farbe
- Großkopien bis A0
- Alle Bindungen sofort
- Diplom- u. Dissertationsarbeiten

Kopien DIN A4 s/w ab 3 Ct.

Dorotheenstr. 90
10117 Berlin
Tel. 226 792 63
Fax 226 792 65

Kampf der Köpfe

Foto: Stefan Beetz

Die Präsidenten von Humboldt- und Freier Universität ringen um ihre medizinischen Fakultäten

Nach acht Monaten bangen Wartens endete am 14. Oktober die Leidenszeit eines Berliner Sorgenkindes: Das Universitätsklinikum Benjamin Franklin (UKBF) soll bestehen bleiben. Die auf Druck der Freien Universität (FU) vom Berliner Senat eingesetzte Expertenkommission sprach sich in ihrem lang erwarteten Gutachten eindeutig für die Erhaltung des UKBF aus. Das fünfköpfige Team um den Juristen Winfried Benz schlug die Schaffung einer medizinischen Fakultät von FU und Humboldt Universität (HU) vor, in der Charité und UKBF zukünftig gemeinsam arbeiten sollen.

Damit könnte ein Konflikt beigelegt sein, der in den schwarzen Löchern der Berliner Kassen begann. Während der Koalitionsverhandlungen von SPD und PDS im Dezember vergangenen Jahres wurden rigorose Sparmaßnahmen beschlossen. Opfer der Kürzungen sollte unter anderem auch die Hochschulmedizin am UKBF werden. Dort wollte man ab 2006 jährlich rund 98 Millionen Euro an Staatszuschüssen einsparen. Die Antwort der betroffenen Mediziner und Studenten folgte auf dem Fuß. FU-Präsident Peter Gaehtgens startete mit der Berliner Morgenpost die Kampagne ›Rettet Benjamin Franklin!‹ und versuchte so, den Druck auf Oberbürgermeister Klaus Wowereit (SPD) zu erhöhen. Zwischenzeitlich wurde der rot-rote Sparkurs kurzerhand zum Angriff auf Berlins Westen stilisiert. Professor Helmut Kewitz, ehemaliger Präsident des UKBF, meinte gegenüber der WELT gar: »Den Kommunisten war die FU doch immer ein Dorn im Auge.« Der ohnehin heikle Streit begann, hässlich zu werden.

Im Februar gab Wowereit nach: Ein Gremium von Experten, drei Mediziner und zwei Juristen, wurde beauftragt, ein Konzept zu erarbeiten, das sowohl die Interessen der Universitäten als auch die Sparvorhaben des Roten Rathauses berücksichtigt. Während sich die ›Fünf Weisen‹ an diesen scheinbar unmöglichen Spagat machten, begann die Zeit der Spekulationen, Gerüchte und Vermutungen. Charité und UKBF mussten Rechenschaft ablegen über Bettenkapazitäten, Anzahl der Patienten und ambulante Operationen. Wie viele Habilitationen und Promotionen hatte es gegeben, wie viele wissenschaftliche Arbeiten wurden veröffentlicht? Modellvorschläge jagten einander durch die Tagespresse. Zwischenzeitlich zog man sogar eine Kooperation mit dem Bundeswehrkrankenhaus in Betracht. Im Oktober hieß es dann, das Weddinger Rudolf-Virchow-Klinikum solle statt des UKBF geschlossen werden. Spätestens da klingelten auch bei der HU die Alarmglocken.

Nun sollen UKBF und Virchow ihren Hochschulstatus be-

halten, fest steht allerdings schon jetzt: man wird dichter zusammenrücken müssen. Auf Doppelangebote, wie es sie zum Beispiel in Kardiologie und Onkologie gibt, wird man zukünftig wahrscheinlich verzichten müssen. Eine neue, straffere Struktur muss her, darin sind sich alle einig. Die Krise scheint also bewältigt zu sein. Eine Zustimmung des Senats dürfte sicher sein, Wowereit äußerte sich zufrieden über die Ergebnisse der Kommission. HU-Präsident Jürgen Mlynek erteilte den Vorschlägen während der Sitzung des Akademischen Senats der HU am 29. Oktober allerdings eine klare Absage. Die HU werde keine gemeinsame medizinische Fakultät in einem neuen Zentrum für Hochschulmedizin akzeptieren. Die neue Fakultät müsse Charité heißen und unter der Leitung der Humboldt Universität stehen.

Die FU-Seite wies diese Äußerung zurück. Für den Vorsitzenden des Kuratoriums, Hans-Uwe Erichsen, geht die Äußerung Mlyneks »an der Zielsetzung des Gutachtens vorbei«. Gaehtgens konstatierte, man könne das Problem »nur gemeinschaftlich« lösen, andere Äußerungen seien »nicht hilfreich«. Auf einer Pressekonferenz am 1. November folgten Kuratorium und Gaehtgens den Vorschlägen der Kommission. Sie nahmen »anerkennend und zustimmend zur Kenntnis, dass die Expertenkommission ihren Überlegungen zur Neugestaltung der Universitätsmedizin in Berlin primär wissenschaftsorientierte Entscheidungskriterien zugrunde gelegt hat«. Das heißt, die »unabdingbar notwendige fachliche und räumliche Vernetzung der Medizin mit nicht-medizinischen, insbesondere naturwissenschaftlichen Bereichen der Universität« soll ihrer Meinung nach aufrecht erhalten werden. Die Überlegungen des Kuratoriums gingen aber noch weiter. Danach kann es keine »medizinische Universität« geben. Vielmehr solle demnach ein Koordinationsgremium eingerichtet werden, das als vermittelnde und strategiebildende Instanz den beiden Fakultäten zwischengeschaltet ist. Eine Einigung der beiden Fakultäten ohne ein solches Gremium hält Gaehtgens für unwahrscheinlich. Die Besetzung des Gremiums solle nach seinen Vorstellungen halbe-halbe sein. Die beiden Fakultäten sollen unter einer Art Aufsichtsrat also ihren Status beibehalten, allerdings würde ihre Größe drastisch reduziert. Gaehtgens spricht von »zwei unvollständigen medizinischen Fakultäten«. Die Studierendenzahlen würden dabei von momentan 784 Anfängern auf 600 Anfänger pro Jahr »justiert«. Der Wissenschaftsrat der FU wird sich voraussichtlich am 22. Januar zu den Empfehlungen äußern.

Sebastian Schöbel, Markus Balkenhol <

Der Koalitionsvertrag der Regierungsparteien SPD und Grüne enthält wenig Konkretes zum Thema Bildung.

Planlos nach PISA

»Der Koalitionsvertrag ist ja kein Gesetz.« So wurde Finanzminister Hans Eichel unlängst im ›Spiegel‹ zitiert. In der Tat entfaltet ein Koalitionsvertrag keine rechtliche Verbindlichkeit. Wie viel Bedeutung die Vereinbarungen für die Tagespolitik wirklich erhalten werden, ist also zweifelhaft. Dennoch lohnt sich ein Blick auf das Kapitel ›Bildung‹ im aktuellen Vertrag zwischen den Koalitionspartnern. Das Kapitel ›Bildung‹ im Vertrag wird zwar nach dem Pisa-Schock vom Thema Schulen dominiert. Doch auch zur Hochschulpolitik finden sich einige interessante Punkte. Angesichts der im internationalen Vergleich immer noch geringen Studierendenzahlen in Deutschland halten die Koalitionspartner an dem Ziel fest, künftig mehr Menschen ein Hochschulstudium zu ermöglichen. 40 Prozent eines Jahrgangs, so lautet das Ziel, sollen in Zukunft die Möglichkeit erhalten, ein Hochschulstudium aufzunehmen. Bislang schaffen gerade einmal 27 Prozent eines Jahrgangs das Abitur. Wie genau dieses Ziel erreicht werden soll, darüber sagt das Papier wenig. Auch das im Koalitionsvertrag gegebene Versprechen, den Ländern einen »Pakt für die Hochschulen« anzubieten und so die »Qualität des Studiums« zu erhöhen, ist wohl kaum mehr als eine Absichtserklärung.

Bachelor und Master im Kommen

Konkreter äußert sich die Koalition zum Thema Bachelor und Master. Ziel sei es, junge Menschen »schnell, praxisorientiert und international«auszubilden. Damit befürwortet die Bundesregierung ein System,das nach drei Jahren einen ersten berufsqualifizierenden Abschluss, den ›Bachelor‹, und nach weiteren zwei Jahren einen zweiten, den ›Master‹,vorsieht. In der Rede anlässlich der Regierungserklärung des Bundeskanzlers am 30. Oktober machte Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn dies noch deutlicher: Ein gestuftes System von Studienabschlüssen müsse eingeführt werden, um den Erwartungen der Studierenden und der Wirtschaft zu entsprechen. Zur Einführung von Studiengebühren äußert sich die Bundesregierung dagegen nicht. 1998 hatten die Verhandlungspartner nochein Studiengebührenverbot im Koalitionsvertrag festgelegt. Herausgekommen ist eine Regelung im Hochschulrahmengesetz (HRG): »Das Studium bis zum ersten berufsqualifizierenden Abschluss und das Studium in einem konsekutiven Studiengang, das zu einem weiteren berufsqualifizierenden Abschluss führt, ist studiengebührenfrei.«

Die Quote steigern

Unklar ist nach wie vor, was diese Regelung genau bedeutet. Denn in besonderen Fällen kann das Landesrecht Ausnahmen vorsehen. Vorreiter war hierbei Baden-Württemberg. Dort müssen Studierende ab dem vierten Semester über Regelstudienzeit 500 Euro Gebühr bezahlen. Bayern zog nach, in Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Thüringen sollen ab 2003 Studiengebühren von bis zu 650 Euro eingeführt werden. Noch gilt dies nur für Langzeitstudenten. Bundesbildungsministerin Bulmahn zeigte sich unterdessen verärgert über die Debatte. Sie sieht dadurch das Ziel der Bundesregierung gefährdet, die Quote der Studienanfänger entscheidend zu steigern. Das ist jedoch nicht der einzige Punkt, der Abiturienten daran hindert, ein Studium aufzunehmen. Das Bundesministerium hat in Sachen Bildung wenig Kompetenzen: Bildung ist laut Grundgesetz Ländersache. Die Länder indes kümmert der Koalitionsvertrag im Bund wenig. In Berlin beispielsweise ist die Zahl der Studienplätze wegen der maroden Finanzsituation des Landes in den letzten Jahren kontinuierlich gesunken. Das als ›Giftliste‹ bekannt gewordenem Sparpapier des Berliner Finanzsenators Thilo Sarrazin sieht vor, die Zahl der ausfinanzierten Studienplätze von bisher 85.000 auf 60.000 zu senken. Während der Bund also versucht, mehr junge Menschen an die Hochschulen zu bringen, senken die Länder die Zahl der Studienplätze. Das hat zur Folge, dass immer mehr Studienfächer mit immer höheren Zugangsbeschränkungen ausgestattet werden. Viele Studierende nehmen also aus einem einfachen Grund ihr Studium nicht auf – sie werden erst gar nicht zugelassen. Bloße Absichtserklärungen im Koalitionsvertrag werden daran wenig ändern können.

Steffen Hudemann <

Große Auswahl an vorkopierten Skripten der HUB
Tucholskystraße 15 •10117 Berlin
FOTOKOPIEN •COPY SERVICE
COPY CLARA www.copy-clara.de
28 28 557
fax 28 35 426
Mo-Fr 09-20h Sa 10-14h
info@copy-clara.de
A4 bis A0• S/W und Farbkopien• Digitaldruck•Bindungen •Faxservice• Laserdruck•Broschürenerstellung

Die Humboldt-Universität hat lange gebraucht, bis sie den vorgeschriebenen Sozialraum einrichtete. Das Ergebnis enttäuscht trotzdem.

ein notbehelf für schwache stunden

Frauenruheraum. Das klingt nach schwachem Geschlecht, nach PMS, Hysterie und Ohnmacht. Nach Ostmief, volkseigenem Betriebsarzt und erster Schwangerschaftswoche. So etwas hat die Humboldt-Universität (HU) natürlich nicht. Sozialraum heißt stattdessen die neue Errungenschaft im Hauptgebäude. Das klingt gleich viel freundlicher, paßt auf das Türschild und fördert die Gleichberechtigung. Schließlich, so die Frauenbeauftragte der Verwaltung, Christine Druse, »kann man die Männer nicht immer außen vor lassen«. Die müssen ja vielleicht auch mal ein Kind füttern, oder ihnen wird schlecht. Für solche Fälle sieht das Arbeitsschutzgesetz einen Raum in jedem Gebäude vor, in dem man sich ungestört hinlegen kann. Für das Hauptgebäude forderten ihn die Frauenbeauftragten und der Personalrat lange vergebens und sind jetzt milde überrascht: »Wir wussten davon gar nichts«, sagt Marianne Kriszio, die zentrale Frauenbeauftragte. Am 15. Oktober war der Sozialraum nämlich plötzlich da. Mann der Tat: Ewald-Joachim Schwalgin, Leiter der Technischen Abteilung. »Mir ist der Kragen geplatzt«, sagt er. Schon viel zu lange sei das Problem immer wieder verschoben worden. Also einen technischen Betriebsraum umgewidmet, Liegemöglichkeit reingestellt und draußen Sozialraum drangeschrieben.

Das weckt Assoziationen von Holzmöbeln und entspannender Atmosphäre. Ein Ort für den Rückzug. Die Realität sieht dann doch wieder sehr nach Frauenruheraum aus. Ein Verteilerschrank für die Datenvernetzung beherrscht das kleine Zimmer und summt. Nichts für Menschen, die sich hier vom Elektrosmog in ihren Büros erholen wollen. An den Wänden lehnen Fotos ehemaliger Rektoren. Auf dem Fensterbrett ein Karton mit Klobürstenhaltern, auf dem Boden ein Umzugskarton, der ›Jürgen‹ gehört. Doch da: Die Liegemöglichkeit! Wer den Sozialraum nicht wegen Übelkeit betreten hat, wird ihn deswegen verlassen. In den grünen Webstoff der Liege eingearbeitet sind Flecken unbekannter Herkunft und zweifelhafter Konsistenz. Das kleine Kopfkissen hat auch schon bessere Tage gesehen. Jemand scheint es mit einer Seite in eine Pfütze gehalten zu haben. Zum Glück steht ein Eimer gleich daneben. Fürsorge? Wohl eher zufälliges Überbleibsel. Vor ihrer Verwandlung in eine Oase der Ruhe war die 2101 ein Lagerraum für Putzmittel.

»Natürlich ist das erstmal nur ein Notbehelf«, beruhigt Christine Druse, »wir sind schon froh, dass wir überhaupt was haben«. Hilfsbedürftige müssten zurzeit möglichst eine zweite Person mitbringen, weil die Tür außen keine Klinke hat, es gebe keinen Wasseranschluss, und auch ein Wickeltisch solle noch hinein. Schließlich solle der Raum auch Studenten mit Kindern dienen: »Wir verfolgen das weiter.« Ewald-Joachim Schwalgin dagegen ist sich keines Provisoriums bewusst. “Ich sollte eine Liegemöglichkeit schaffen, das ist geschehen”, sagt er, “von einem Wickeltisch ist mir nichts bekannt”.

Der Schlüssel für 2101 liegt beim Pförtner. Wem also komisch wird, der laufe hinunter ins Foyer, tue sein Anliegen kund und beobachte ihn dabei, wie er nach der Schlüsselliste sucht. Die Nachfrage war in den ersten Wochen noch nicht so groß, und dem Wachdienst fehlt verständlicherweise die Übung mit diesem speziellen Schlüssel. “Das ist doch DER Raum”, sagt sein Kollege dann wahrscheinlich bedeutungsschwanger. “Ach der”, antwortet der andere und guckt prüfend, ob man nicht vielleicht schon kurz vor dem Umkippen steht. Dann wird er den Schlüssel herüberreichen. Der Hilfsbedürftige gibt noch seine Unterschrift und Telefonnummer ab, für den Fall, dass er beim Liegen zuviel kaputt macht. Dann steht es ihm frei, den Sozialraum im ersten Stock aufzusuchen und sich seinen Kreislaufproblemen hinzugeben.

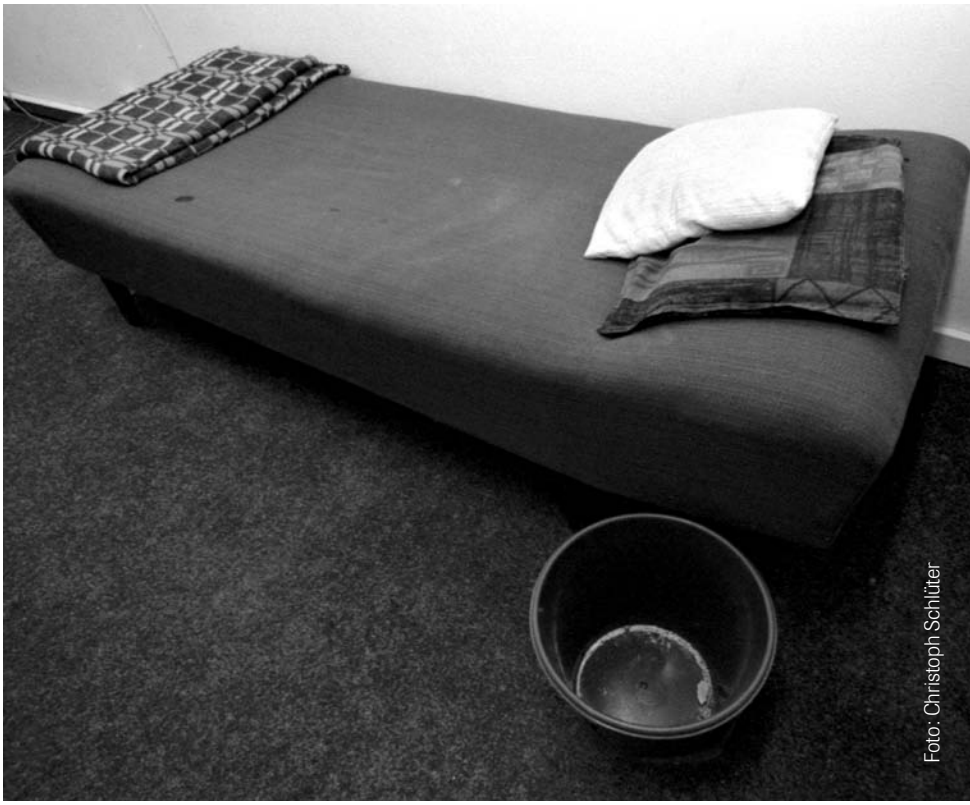


Foto: Christoph Schlüter

Allerdings ist die HU ein offenes Haus. Es kann also passieren, dass jemand von außen hereinkommt und sich hinlegen möchte, obwohl er nicht zur Universität gehört. Die Aufgabe, den Missbrauch der Liegemöglichkeit zu verhindern, liegt laut Druse bei den Pförtnern: »Was eine hilfsbedürftige Person ist, muss der Wachdienst entscheiden.«

Gesa Gottschalk <

Wer Latein für sein Studium braucht, hat oft Pech gehabt. Das heißt nämlich nicht, dass er vom Entgelt befreit wäre.

obolus und remus

Was waren das für gute alte Zeiten. Wenn damals ein Student etwas nicht so Schlaues sagte, erwiderte sein Professor einfach schmunzelnd: »Si tacuisses…« Und hatte die Lacher auf seiner Seite. Heute ist es schwieriger, den Hörsaal mit lateinischen Scherzen zu unterhalten. Denn längst sind die Absolventen humanistischer Gymnasien, die tote Sprachen praktisch mit der Muttermilch aufgesogen haben, die Minderheit unter den Studienanfängern. Latein ist trotzdem Voraussetzung zur Zwischenprüfung in vielen Fächern. Wer es nicht in der Schule gelernt hat, muss es eben im Grundstudium nachholen, am einfachsten im Sprachenzentrum der Humboldt-Universität. Seit letztem Semester kostet das allerdings etwas – 20 Euro für ein Semester. Ausgenommen sind Bafög-Empfänger und Studenten, für die der Kursus vorgeschrieben ist. Und das sind nicht so viele, wie auf den ersten Blick scheint.

Zur Zwischenprüfung ein Latinum nachweisen zu müssen, reicht nämlich nicht. In der Studienordnung muss die entsprechende Anzahl an Semesterwochenstunden für den Spracherwerb vorgesehen sein. »Das ist eigentlich nur in den Philologien der Fall«, sagt Monika Zielinski, Leiterin des Sprachenzentrums. Die Initiatorin der neuen Entgeltordnung erinnert sich an die Planungsphase in der Lehre-Studium-Kommission: »Da sind die Fächer sofort zurückgerudert, als sie merkten, dass sie dafür Semesterwochenstunden freiräumen müssten.« Eine Haltung, die Zielinski versteht, schließlich müssten sonst Inhalte für Spracherwerb geopfert werden.

Eine Chance haben all jene, die, non scholae sed vitae, Englisch und Französisch in der Schule lernten, trotzdem noch: Die anstehende Überarbeitung der Studienordnungen, vor allem die Modularisierung der Lehramtstudiengänge. Da könnten die Institute Latein ins Curriculum aufnehmen. »Das würden wir begrüßen,« sagt Zielinski, »aber wir kämpfen nicht gegen die Fächer, das ist deren Entscheidung«. Sie selbst ist ein Semester nach ihrer Einführung von der Gebührenordnung überzeugt. Mit dem Geld habe das Sprachenzentrum zusätzliche Honorarkräfte bezahlen können, zum größten Teil Muttersprachler, und so Kursangebote für 1.200 zusätzliche Studenten geschaffen. Keinesfalls seien die Gebühren als Abschreckung gedacht, sondern »als solidarische Lösung, um die Situation zu entkrampfen«. Sie hätten bisher auch nicht dazu geführt, dass Studierende dem Sprachenzentrum den Rücken gekehrt hätten, das für HU-Studenten immer noch billiger ist als private Schulen oder die Angebote anderer Unis. Im Gegenteil: »Es möchten viele Studenten der anderen Hochschulen kommen«, erzählt die Leiterin. Und ob sich die Studienordnungen nun ändern oder nicht, Latein soll auch in Zukunft niemanden in den Ruin treiben: »Es gibt eine Grenze, wieviel die Studenten bezahlen können.«

Gesa Gottschalk <

Eine Studentin scheitert an der Selbsthilfewerkstatt HUBschrauber

schraubenschlüssel, bitte

StudentInnen sind bekanntlich das halbe Unileben mit dem Fahrrad unterwegs. Das ist praktisch, flexibel und billig. Aber wehe, dem stählernen Freund fehlt irgendwann etwas. Platten, Bremse oder kaputte Schaltung sind ein Grund zum Trauern. Deshalb hat sich an der Uni eine Selbsthilfewerkstatt, die HUBschrauber, gegründet, die dem armen Studi aus der misslichen Lage helfen, ihm Werkzeug zur Verfügung stellen und ihm erzählen, wo er schrauben soll. Tolle Sache – und kostet nur das Material.

Eigentlich. Mein geliebtes gelbes Fahrrad gab schon seit einiger Zeit komische Geräusche von sich und bewegte sich, als hätte es morgens einen Schnaps zuviel gehabt. Nach einigen Beratungen unter Geisteswissenschaftlern kam ich zu dem Schluss: Das Tretlager isses. Muss nur wieder festgemacht werden. Nötig war nur ein entsprechendes Werkzeug. Toll, dachte ich, gibt's doch bei uns die HUBschrauber. Die können mir bestimmt helfen.

Ich sprang voll Tatendrang in die 2 x 2 Meter große Werkstatt und verkündete in freudiger Erwartung, dass ich bloß ein Werkzeug brauche und auch keine Arbeit verursachen werde.

Entgeisterte Gesichter blickten mich an: Der diensthabende Fahrradschrauboffizier und sein Adjutant ließen sich zu einem »Warte mal« herab und ignorierten mich ansonsten eisern. Sie nahmen gerade die Pedale eines sehr alten Rades ab und die Kugeln des morschen Kugellagers sprangen ihm entgegen. »Das dauert noch eine Weile.« Also Plan B. Interesse zeigen. Ich fragte ein paar Fahrradfragen und fügte unbeobachtet wieder mein Tretlageranliegen an. Das hätte ich lassen sollen. Man ließ mich spüren, dass ich als Mädchen so etwas überhaupt nicht einschätzen könne und wenn man sich der Problematik annehmen sollte, dann würde man das allein machen und sich das ganze Lager ansehen: »Ick bin ja och keen Wahrsager – wer weiß, was das Rad hat.«

Aha. Das ist eine Freiwilligeninitiative.

Ich erschien am nächsten Tag erneut und extra selbstbewusst. Es schien ruhig und ich war guten Mutes. Vor mir nur eine Bittstellerin – eine Mutter mit zwei Kindern. Ich erklärte das Anliegen und bat um Werkzeug. Selbsthilfe, oder? Geht ja gleich los – is heute ganz ruhig. Wartet mal. Ich mach das dann... Aber, protestierte ich, ist das nicht eine Selbsthilfewerkstatt? »Ja weeßte, wenn die Leute keene Ahnung vom Fahrradbauen haben – dann machen die bloß mehr kaputt, als dass sie was hinkriegen.« Schlüssig. Ich wartete. Und hörte immer wieder: »Dat machen wir auch gleich noch – ick hab ja Zeit, dafür bin ick ja da. Geht ganz schnell.« Ich wurde unruhig. »Geht ganz schnell« näherte sich der zweiten vollen Stunde. Die Läden würden in wenigen Minuten schließen. Plötzlich war das Fahrrad des Jungen fertig. Ich jubilierte. Sogleich betrat die Mutter der Kinder das Kabüffchen und berichtete, ihr anderer Junge hätte sich soeben einen Platten gefahren, ob er denn nicht... – ging ja ganz schnell – er gehörte doch zur Familie. Ich intervenierte: Bloß Werkzeug, bitte, komme auch nie wieder, will bloß nach Hause. Der Blaumann blieb unerbittlich. »Mach dir keen Kopp, geht schon klar- ick bleib heute länger.« Aber ich nicht.

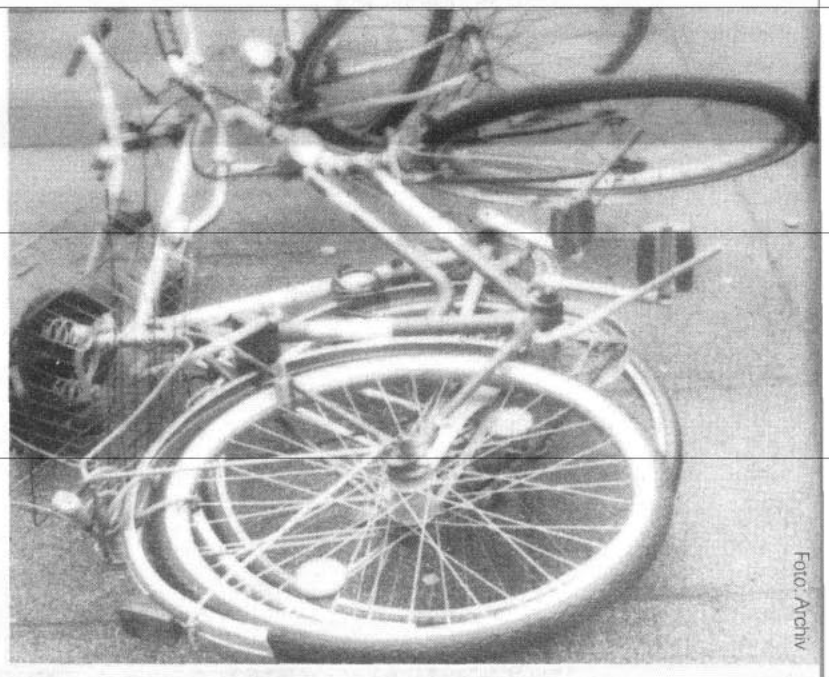


Foto: Archiv

Ich wartete doch. Eine Fahrradklingel klapperte. Ich schreckte hoch. War ich dran? Ich schleppte mein Fahrrad Richtung Werkstatt. Da drängte mich ein Schulterwurf vom Chef dieses Ladens zur Seite. Er hatte das Rad des Mädchens, das zwei Stunden nach mir die Basis betreten hatte, im Schlepptau. Was hatte ich falsch gemacht? Das andere Fahrrad wurde hochgebockt – aber es passierte nichts. Kaffeepause. Ich hörte, dass man auch mit Keks und Tee im Mund von treuen Kameraden singen konnte. Erstaunlich. Nach zwanzig Minuten meinte er: »Ick mußte mal Pause machen – war notwendig. Ging ja ganz schnell.« Er lächelte. »Das Tretlager hier jeht noch viel schneller als deins – dit machen wir erst mal- is'n Ostrad, kenn ick, jeht janz schnell.« Er schraubte die Pedale ab, und die Kugeln des völlig zersetzten Kugellagers polterten ihm entgegen. Mittlerweile war es duster. Ich nahm meine Tasche und schob mein Rad nach Hause.

Montag. Punkt drei stand ich kampfbereit vor der Tür des Schraubervereins und wurde sofort unterkühlt: »Bin vielleicht beim Arzt – erst ab 17 Uhr geöffnet.« Mir wurde übel. Um 17 Uhr stand ich wieder vor der Tür. Niemand da. Ich wartete. Bis 18 Uhr. Dann hängte ich einen Zettel an die Tür – ob er denn nicht – wie versprochen – das Tretlager festziehen könne. Um 22 Uhr kam ich wieder, um mein Haustier abzuholen. Es stand genau so, wie ich es abgestellt hatte.

Es war offensichtlich noch jemand in der Klause. Ich grüßte und fragte, ob er meinem Zettel gelesen habe.

»Ach du warst dit? – Ne, also dit hab ick jetzt nicht mehr geschafft. So ein Ansturm heute. Komm doch mal im Winter wieder.« Wie? »Ja, im Winter is nich soviel los. Da geht das schneller.« Ich schob mein krankes Rad der untergehenden Sonne entgegen.

Mirjam Eisenzimmer <

uni-helden: die kartenerfasser

Foto: Christoph Schlüter

Eigentlich ist alles ganz einfach: Den Titel der Karte in eine Datenbank eingeben, dazu noch den Maßstab, das Jahr und ... Doch schon der Titel kann Kopfzerbrechen bereiten. Fehlt er, versuchen Günter und Gesine Henke, vom Geographischen Institut eine treffende Bezeichnung zu finden. Ist er zu lang, muss gekürzt werden – was nicht immer einfach ist, wenn beispielsweise die ›Expedition nach Kuanga‹ schon im Titel detailliert mit allen Teilnehmern und Route angegeben ist. Mit den neuen Computer-Programmen wäre es kein Problem, solche halben Romane zu erfassen. Doch Henkes müssen ein Programm verwenden, das schon einige Jahre alt ist und nur begrenzte Texte aufnehmen kann.

Warum arbeiten sie mit dBase von 1991, wenn heute alles über Windows und Filemaker läuft? Günter Henke ist blind und weder Windows noch Filemaker kann die Braille-Zeile, über die er den Bildschirminhalt ertastet, vernünftig darstellen; auch die Möglichkeit, sich vom Computer vorlesen zu lassen, hilft nicht immer weiter. Deshalb arbeitet er lieber unter dem alten DOS und speichert seine Arbeit auf Diskette, dann kann sie schnell in das Datenbankprogramm geladen werden.

Seine Frau, die schon ihr ganzes Leben an Kinderlähmung leidet, sitzt über dem großen Stapel mit alten Karten und diktiert ihm die Angaben, die er in den Computer eingibt. Regelmäßig werden weitere Karten im Geographischen Institut entdeckt, »manchmal räumt ein Professor in seinem Büro auf oder in einem versteckten Winkel des Kellers liegt ein Stoß Karten.« Mitunter fehlen die wichtige Jahreszahl oder die Auflage. Solche Angaben müssen die beiden dann fast detektivisch erkunden. Da helfen zum Beispiel Grenzverläufe und Geschichtskenntnisse. Alle Karten erhalten eine Signatur mit Bleistift und beschädigte Karten sortieren die Henkes zum Restaurieren aus. Doch die meisten landen geordnet in Mappen, wo sie geschützt sind und man sie leicht wiederfindet.

»Wir haben seit 1991 hier eine vernünftige Aufgabe, die wir mitunter pedantisch gewissenhaft erledigen.« Spätestens 2005 geht Günter Henke in Rente. Bis dahin will er einen Datenbestand erstellen, mit dem das Geographische Institut arbeiten kann. Denn irgendwie müssen Interessierte ja einen Überblick über den umfangreichen Kartenbestand der Geographie erhalten können. Mehr als 68.000 Karten haben die Henkes bereits katalogisiert – und es gibt noch so viele mehr, dass sie daran zweifeln, bis zur Pensionierung alle zu erfassen.

Kartenerfassung gehört zur Arbeit der Bibliothek, doch gelernt hat Günter Henke etwas ganz anderes: Anfang der 60er studierte er an der HU und unterrichtete seit 1969 in den Wirtschaftswissenschaften. Seine Blindheit hat ihn nur bei Klausuren gestört, »da hat dann meine Frau aufgepasst, dass keiner schummelt.« Gesine Henke hat in Jena studiert und drei Jahre als Verlagslektorin gearbeitet, bevor sie ihren Mann im Arbeitsalltag unterstützte.

Seitdem bilden beide ein Gespann. Sie sieht für ihn, er schiebt ihren Rollstuhl. Bei schönem Wetter kann man sie auch auf ihrem Doppelfahrrad sehen: er tritt, sie lenkt. Trotz – oder gerade wegen – ihrer Behinderungen, sind sie seit Jahren sportlich aktiv. So lernten sie sich in den 60ern im Wassersportverein kennen. Für nächstes Jahr haben sie eine Donaufahrt gebucht: »Wir wollen noch so viel schaffen, und jetzt sind wir noch rüstig. Es bringt nicht viel, sich das alles fürs Rentnerdasein aufzuheben.«

Alexander Florin <

im november

Auf guter Tat ertappt

Hilfsbereitschaft ist schlecht für's Studienkonto. Wer zu viel an andere denkt, wird nie mit dem Studium fertig. Auf den nächsten Seiten kommen Menschen zu Wort, denen das egal zu sein scheint. Und acht Studierende der HU beichten, womit sie wertvolle Studienzeit vertrödeln.

Fotos: Christoph Schlüter

»Ich kümmere mich um ein behindertes Kind. Einmal die Woche geh ich da hin und unternehme etwas mit ihm. Ich kriege ein bisschen Geld dafür. Aber ich mache das ganz gerne, ich bin auch eine Bezugsperson, die ganz wichtig ist.«
Martin Kaczmarek, 22 Jahre

»Ich war fünf Wochen in London und habe bei Oxfam gearbeitet, das ist eine wohltätige Organisation, die Secondhandläden betreibt. Da habe ich Kleidung sortiert und an der Kasse gestanden. Einige Leute waren da, die nicht genug Geld hatten, und ich musste ihnen an der Kasse vorrechnen, wie viel was kostet. Die wollten mich dann runterhandeln, aber ich durfte nichts billiger machen. Weil sonst die Hilfsorganisation weniger Geld bekommt, für die Projekte in der Dritten Welt.«
Julia Schmidt, 19 Jahre

»Ich habe ein halbes Jahr mit illegalen Flüchtlingen gearbeitet. Das war ein Wohnprojekt in Eindhoven und da haben wir miteinander geredet und Sachen unternommen. Zum Beispiel haben wir das Ganze mit einem riesig großen Secondhandmarkt finanziert, und dafür die Woche über Bücher gesammelt oder alte Möbel aufgearbeitet.«
Clara Windisch, 20 Jahre

»Über netten anderen Studenten die Tür aufhalten ist das nicht hinaus gegangen in der letzten Zeit. Aber ich habe vor kurzem einen Jungen besucht, den ich als Zivi in der Schule betreut hatte, und das war sehr lustig.«
Fritz Rüping, 21 Jahre

»Eine Freundin von meiner Großtante, die ich nicht kannte, musste ins Krankenhaus. Und da habe ich sie einen Tag lang begleitet, denn die war irgendwie blind.«
Deniz Devrim, 22 Jahre

»Hm. Da muss ich ein Weilchen überlegen. Jetzt am Montag habe ich meinen Bankplatz freigemacht für eine Studentin mit Kind. Die war da mit kleinem Baby. Ich lehnte dann an der Wand.«
Felix Otto, 28 Jahre

»Ich habe für Amnesty International Protestbriefe geschrieben an verschiedene Regierungsvertreter und Außenminister. Darunter auch Briefe gegen die Todesstrafe in den USA. Das Problem ist bloß, dass man sich damit zufrieden geben muss, und nur sehr selten ein Feedback bekommt.«
Klaudia Krauss, 24 Jahre

»Die Möglichkeit war nicht da. Ich habe für mich einen großen Schritt gemacht. Ich bin das erste Semester hier, komme aus Kiel und bin im Studentenwohnheim. Deshalb kenne ich auch kaum Leute und kann mich jetzt an nichts Besonderes erinnern.«
Heiko Müller, 21 Jahre

Fragen: Daniel Toedt <

Die Frage »Was kochen wir heute?« schwebt im Raum. Kritische Blicke fallen auf die drei mit Obst und Gemüse gefüllten Körbe. »Ich würde sagen, Gemüseeintopf. Und dazu Nu-deln.« -«Nee, keine Nudeln, kauft lieber Kartoffeln.«

Es ist 18:15 Uhr. Krisenbesprechung in der Samariterstraße 27, Berlin-Friedrichshain. »Los Leute, entscheidet Euch, wir haben nicht ewig Zeit«, ruft eine junge Frau in die kleine, aufgeräumte Küche hinein. Schnell werden Papier und Bleistift gezückt und eine Einkaufsliste mit dem Notwendigsten verfasst. Wenige Minuten später ist man unterwegs zum ›Laden um die Ecke‹. Die letzten Sonnenstrahlen streifen die Dächer von Berlin. Es wird kalt.

Der Einkaufswagen rollt durch die Gänge, vorbei an den bunten Regalen. Flink greifen zwei junge Männer nach allem, was für einen zünftigen Eintopf noch benötigt wird. Paprika, Zwiebeln, Gewürze, aber auch Toilettenpapier und Duschgel für die Nacht dürfen nicht fehlen. Der Wagen füllt sich. Eine Art

»Was kochen wir heute? Kartoffeln oder Nudeln?«

Großfamilieneinkauf. Doch das ist nicht immer so: »Von November bis April ist ›Kalte Saison‹, da bekommen wir vom Sozialverein Friedrichshain Unterstützung durch gestiftete Lebensmittel und die Kältehilfe des Bezirksamtes Friedrichshain spendet 2.500 Euro pro Saison, also zirka 50 Euro pro Abend. Aber im Sommer müssen wir oft schließen, weil uns die Mittel fehlen.«

Wir, das sind die StudentInnen des im Februar 1996 gegründeten Vereins ›obDach e.V.‹. Seither treffen sie sich jeden Donnerstagabend im Saal der katholischen Kirchengemeinde, um vor allem Obdachlose jeglichen Alters oder sozial schwache Familien mit dem Notwendigsten zu versorgen. Wie schaffen sie es, sich neben Hausarbeiten, Jobs und BaföG-Sorgen auch noch regelmäßig und zeitsaufwendig sozial zu engagieren?

»Naja, so schlimm ist es gar nicht. Jeder von uns braucht nur einmal im Monat zu kommen«, beruhigt die 24-jährige Claire. Sie ist schon seit zwei Jahren dabei. Heute sorgt sie zusammen mit Martin, Robert und Christoph für einen reibungslosen Ablauf. Der Einkauf ist getätigt. Nun muss alles schnell gehen, denn die Ersten warten schon hungrig vor der Tür. Einen Chef gibt es nicht. Jeder packt mit an, und so finden auch wir uns bald Möhren und Zwiebeln schneidend in der Küche wieder. Die riesige Kaffeemaschine dampft, der Obstsalat ist fast fertig. »Wir sind immer froh, wenn sich jemand auf unsere Anzeige in der ›zitty‹ oder die Uni-Aushänge meldet und vorbeischaut, um mit anzupacken«, sagt Claire, »Dann geht's schneller und macht mehr Spaß!«

Momentan sieht alles etwas chaotisch aus, nichts steht mehr an seinem Platz, aber Martin versichert uns, dass alles rechtzeitig fertig werden wird. »Es ist immer stressig vorher, aber das Essen schmeckt trotzdem«, grinst der 30-jährige Diplom-Ingenieur.

Zufriedene Gesichter

Im Gemeindesaal, einem mittelgroßen Raum mit Holztischen und -stühlen, ist es noch ruhig. Tagsüber vom Geschrei der tobenden Kindergartengruppe erfüllt, bietet er heute abend Berliner Obdachlosen warme Mahlzeiten und eine trockene Übernachtungsmöglichkeit. Ungefähr 50 bis 80 Menschen können hier ihr Essen genießen. Nach und nach füllt sich das Nachtcafé mit geduldig wartenden Menschen. »Ab und zu kann es schon einmal eng werden, aber dann rückt man zusammen und irgendwie wird immer jeder satt«, erklärt Psychologiestudent Robert, der das zweite Mal dabei ist und sich momentan über die Knoblauchzehen hermacht. Abwehrstoffe müsse sein.

Geschrei ertönt. Es scheint Ärger zu geben. »Was ist los?« »Ach nichts.« Eine mit kariertem Jackett bekleidete Gestalt huscht an uns vorbei. »Einer meckert wieder!« Claire spricht ein Machtwort, dann herrscht Ruhe. »Viele der Wohnungslosen haben schlimme Erfahrungen gemacht«, sagt sie, »da setzt der Verstand schon einmal aus, vor allem wenn dann noch Alkohol im Spiel ist.« Ein älterer Herr fragt höflich, ob noch Kaffee zu bekommen sei. Die Luft ist erfüllt von warmen, angenehmen Küchengerüchen. Es ist halb Neun. Endlich Essensausgabe! Die

nachtcafe für obdachlose

erste Hürde ist genommen. Die Schöpfkelle langt in den großen Suppentopf. Die Helfer blicken in zufriedene, ihre Vorspeise löffelnde Gesichter. Micha in seinem roten Strickpullover meint: »Ich bin wirklich dankbar, dass es das gibt. Es ist nicht selbstverständlich, was die jungen Leute hier für uns tun.« Er ist seit einem Jahr Stammkunde im Café und immer für einen Scherz zu haben. »Es schmeckt immer so gut! Ich bin schon richtig dick geworden«, sagt er schmunzelnd. Claire ergänzt: »Viele sind Ex-Obdachlose und kommen trotz eigener Wohnung hierher zum Essen, weil ihnen die sozialen Kontakte fehlen.«

Sofa, Toilette, Dusche

In dem zugigen Hof sammeln sich die Raucher zur Verdauungspause. Das wohltuende Drei-Gänge-Menü macht müde. Einige der Gäste verabschieden sich. Im Handumdrehen verwandeln die vier Freiwilligen den Speisesaal in einen Schlafraum. Ungefähr 15 Wohnungslose sind es heute Nacht, die von Claire die nötigen Schlafutensilien wie Isomatte, Kopfkissen, Bettdecke und frisches Bettzeug erhalten. Um 22 Uhr beginnt die Nachtruhe.

Die studentischen Helfer ziehen sich in die warme, mit schmutzigem Geschirr, riesigen Schüsseln und Töpfen übersäte Küche zurück. Kurz hinsetzen und verschnaufen. Dann die erste Ladung Tassen und Teller in die Geschirrspülmaschine sortiert. »Größer müsste die Spülmaschine sein! Dann fahren wir das ganze Geschirr auf einmal wie in eine Autowaschanlage, rufen kurz: ›Ist noch jemand drin?‹ und dann Tür zu.« Gelächter bricht aus, doch bevor es zu weiteren Phantastereien kommen kann, tritt der 30-jährige Christoph ein.

Jetzt beginnt das Schichtengerangel. Geschlagene zehn Minuten brauchen Claire, Martin, Robert und Christoph, bis sie sich für eine der beiden Schichten entschieden haben. Auf der anderen Seite des Hofes gibt es einen kleinen Aufenthaltsraum der ›Jungen Gemeinde‹ mit zwei Sofas, extra Toiletten und Dusche. Das Nachtquartier der Vier, allerdings kann die Dusche auch von obdachlosen Gästen benutzt werden. Es klopft plötzlich an die Tür und ein circa 60 Jahre alter Mann tritt schüchtern ein, bittet noch um etwas zu essen. »Kein Problem«, wendet sich Claire ihm zu, »setzen Sie sich. Es ist noch von allem etwas da.« Gerührt und etwas durcheinander wiederholt der Mann immer wieder: »Sie sind so nett.«

Auch der 19-Jährige, auf der Straße lebende Micha fragt, ob er sich ein wenig dazu setzen kann, er sei noch nicht müde. Nachdem sich auch diese beiden Schützlinge schlafen gelegt haben, macht Claire endlich einmal Pause. Ihre Augen sind gerötet, sie lehnt sich erschöpft an die Spüle. Aber jemand muss die Abrechnung machen. Während Claire um kurz vor 1 Uhr die Buchhaltungsvordrucke ausfüllt und mit dem Taschenrechner kämpft, blödeln Martin und Robert beim Geldzählen herum. Claire erzählt von der Weihnachtsfeier und dem Sommerfest, die alljährlich von den StudentInnen organisiert werden: »Dieses Jahr gab es sogar eine ›Special-Party‹, wo drei Musikbands kostenlos spielten. Der Getränkeumsatz belief sich auf circa 400 Euro! Das Geld hat den halben Sommer gereicht.«

Um 2:15 Uhr verlässt das letzte Geschirr die Spülmaschine und Robert versucht Claire den Positivismus zu erläutern. Noch etwa zwei Stunden philosophieren die vier über Gott und die Welt, doch dann ist auch damit Schluss. Martin und Robert legen sich schlafen.

Der nächste Tag beginnt früh, um 6:30 Uhr werden die Schlafenden geweckt. Draußen ist es dunkel und kalt. Doch es nützt nichts, um Sieben gibt es Frühstück. »Morgens will jeder nur vier Liter Kaffee, und die Reste werden verputzt.« Um 9 Uhr muss wieder alles blitzblank und im Originalzustand sein. Einer der vier fleißigen Studenten meint gähnend: »Der Putzteil ist der Teil, der am wenigsten Spaß macht!«

Romina Becker, Esterina Petrauschke <

obDach e.V.
Samariterstraße 27, Berlin-Friedrichshain
(nur donnerstags ab 18 Uhr)

Kontakt für interessierte HelferInnen:
Berit Groß, Tel.: 030-313 22 76
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft, BLZ: 100 20 500,
Kto.-Nr.: 33 60 900

Für mehr Informationen bzgl. kirchlicher und sozialer Initiativen der Obdachlosenhilfe in Berlin:
AG; Leben mit Obdachlosen`
Büro c/o Evangelische Heilige-Kreuz-Kirche
Zossener Straße 65, 10961 Berlin
Tel.: 030-691 26 71

> Hier gibt's auch den Kältehilfeplan (www.kältehilfe.de) mit einer Auflistung aller Einrichtungen zwecks kostenloser Unterkunft in Berlin. Kältebus, Kältetelefon etc.

In meinem ersten Seminar im ersten Semester fiel mir Paul auf. Er lieferte sich mit dem Tutor ein Wortgefecht über Karl Marx und stand am Ende besser da. Zu Karl Marx können nicht wirklich viele Erstsemester was sagen, außer, dass er ›Das Kapital geschrieben hat.‹

»zivilen gehorsam brechen«

Als ich Paul heute gegenüber sitze, redet er von Attac, von der Tobin-Steuer auf Devisentransaktionen, »...die jetzt im rot-grünen Koalitionsvertrag tatsächlich festgeschrieben wurde!« und davon, »wie unglaublich motivierend das ist.« Wenn Paul (22) redet, hört man zu. Gebannt. Er ist mit Herz und Seele dabei. Seine Augen leuchten, wenn er von Attac, der ›Vereinigung zur Besteuerung von Finanztransaktionen im Interesse der Bürgerinnen und Bürger‹ redet und von einer besseren, gerechten Welt. »Wirklich etwas zu ändern«, darauf kommt es ihm an. Den Wohlstand der Welt demokratischer zu verteilen, das Leid zu mindern, nicht jedoch die Weltrevolution zu beginnen. »Als ich vor einem Jahr von einem Praktikum auf den Philippinen zurückkam, war Attac genau das, wonach ich gesucht habe.« Das scheint diese Vereinigung weltweit momentan für viele zu sein. Seit die Association pour la Taxation des Transactions financières et l'Aide aux Citoyens im Juni '98 in Paris gegründet wurde, stieg die internationale Beteiligung rasant an. Mittlerweile gibt es in 50 Ländern der Erde Attac-Vertretungen. Einzelpersonen und Verbände sind Mitglieder bei Attac. Und fast jedes Mitglied hat eine eigene Auffassung davon, was Attac ist und will.

Die Kritik an dem ›bunten Haufen‹ heißt deshalb immer wieder: Ihr habt kein Programm, wisst selbst nicht, was ihr wollt. »Das stimmt. Es gibt kein zentrales Programm. Aber darum geht es nicht, denn wir sind keine Partei«, erklärt mir Christophe Ventura, Pressesprecher von Attac aus Frankreich. Paul meint dazu, dass »der Dissens innerhalb Attac nicht kontraproduktiv ist, sondern im Gegenteil dazu beiträgt wichtige Themen in die Öffentlichkeit zu tragen.« Irgendwie klingt das logisch. Als ich den selben Satz dann bei der Vorstellung der Attac-Hochschulgruppe höre, werde ich skeptisch. Plötzlich klingt es auswendig gelernt.

Noch vor drei Jahren gab es kaum Globalisierungskritik. »Alles war einfach nur toll.« Doch der Artikel ›Entwaffnet die Märkte‹ von Ignatio Ramonet im Dezember '97 in der Monde Diplomatique war der Auslöser der Attac-Formierung und hat alles verändert. Die Forderung nach der Umsetzung der Tobin-Tax war ein Katalysator, wirkte wie ein Knall. Über 5.000 Briefe gingen in den nächsten Tagen bei der Zeitung ein. Briefe von Gruppen, die diese Bewegung unterstützten und gemeinsam dafür eintreten wollten. Dann kam Seattle, das erste große Treffen von Globalisierungskritikern, und Attac wurde in den Medien bekannt. Der G8-Gipfel in Genua 2001 war dann der bisherige Höhepunkt der Aktionen. Es kam zu Straßenschlachten radikaler Globalisierungskritiker mit der Polizei. Es gab Tote. »In gewisser Weise ist dadurch mein Weltbild zusammengebrochen«, sagt Paul. »Wenn ich mir Filme über Genua ansehe, werde ich wütend und traurig über diese Ungerechtigkeit, frage mich, was aus der Meinungsfreiheit geworden ist.« 2001 war Paul mit PEACE auf den Philippinen. Das Projekt hieß Community Organizing. Die Praktikanten klärten Bauern über ihre Landrechte auf und betrieben politische Bildung.

Dann kamen auf einer Demonstration vor dem Agrar-Ministerium vier Leute um. Vom Sicherheitsdienst erschossen. Paul schaudert, wenn er das erzählt.

Wie weit würde Paul für seine Ziele gehen? »Die Idee, zivilen Gehorsam zu brechen, finde ich interessant. Das ›For Sale‹-Transparent an der HU war so eine Aktion. Doch Gewalt gegen Personen zu richten, nein!« Paul ist schlank, fast dünn, und wirkt sehr entschlossen. Er scheint so gar nicht in diese Generation zu passen, die verschrien ist, desinteressiert und konsumgeil zu sein. Der Vibe von Künzelsau, einer Kleinstadt in Baden-Württemberg, Pauls Heimat, kann es wohl kaum sein. Dafür sind seine Eltern »hundertprozentige 68er«. Sein Vater ist Mitarbeiter beim Evangelischen Entwicklungsdienst und Beauftragter für Welternährungsfragen. Sein Spezialgebiet: World Trade Organization (WTO). Genau der Bereich, der auch Paul am meisten interessiert.

»Der Austausch zwischen uns ist groß. Und ich bekomme viel Unterstützung.« Ist er Vorbild? »Schon. Aber manchmal ist er ein bisschen lahm. Er müsste radikaler sein.« Paul lacht. Ich habe keine Zweifel, dass Paul in seiner Zukunft das schafft, was er will: In einer Non-governmental organization (NGO) arbeiten und die Welt verbessern. Zumindest ein bisschen.

Lena Domröse<

Erstis sind niedlich

Erstis sind lästig. Sie stehen im Weg rum, weil sie sich verlaufen haben, halten den Betrieb in der Bibliothek auf, weil sie mit dem OPAC nicht umgehen können, und stellen ständig dumme Fragen. Irgendwann verwandeln sie sich alle in höhere Semester, die ihrerseits die Erstis verachten. Alle? Nein, einige vergessen nie, wie schwer es ist, neu an der Uni zu sein.

Einer von ihnen ist Ulrich Jahn von der Fachschaft Philosophie der Humboldt-Universität. Er beteiligt sich am Mentorenprogramm, das in diesem Semester am Institut angelaufen ist. Es geht weit über das hinaus, was andere Fachschaften ihren Neulingen bieten. »Jeder Anfänger soll einen Mentor haben«, erklärt Ulrich, einer von 23 höheren Semestern, die einen Teil ihrer Freizeit für das Programm opfern. Mit Erfolg: »120 der rund 150 Studienanfänger haben wir abgedeckt«, sagt Ulrich, »der Rest wollte nicht«. Alle, die die Hilfe annahmen, verteilten die Mentoren per Los auf Kleingruppen. Je fünf Erstis und ein Mentor fanden so zusammen. »Das hat die Stimmung bei der Erstsemester-Einführung aufgelockert«, erzählt Ulrich, »es gab nicht mehr die beiden Blöcke aus Fachschaft hier und den Erstis da«.

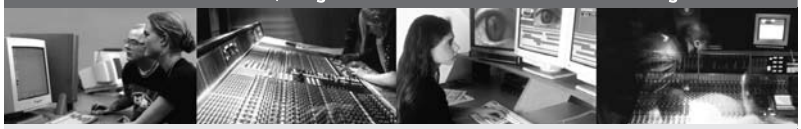
Nach dem Erstsemester-Frühstück und der Erstsemester-Party sind die Studienanfänger in den meisten Instituten auf sich gestellt. Nicht so bei den Philosophen: Die Beziehung soll hier länger halten. Zwei Semester lang wollen die Erfahrenen den Neulingen beistehen, bis sie ganz auf eigenen Füßen stehen müssen. Persönliche Bindung nicht ausgeschlossen: »Die sind niedlich«, sagt Mentorin Stephanie Barho über ihre Gruppe, die in den ersten drei Wochen schon Sinnkrisen bewältigen musste. Das Studium sei zu schwer, klagten die Jungphilosophen. In diesem Fall hilft es nicht, die Erstis zu schonen: »Ich habe ihnen gesagt, dass man sich auch im sechsten Semester noch so fühlt.« Harte Wahrheiten aber sind nicht alles. Die Mentoren erklären anhand eigener Werke, wie man Hausarbeiten schreibt und helfen bei der Ausarbeitung des ersten Referats. »Die sind total dankbar«, erzählt Jana Swiderski, deren Schützlinge sie in dringenden Fällen auch abends anrufen. »Man muss schon bereit sein, Freizeit zu opfern«, sagt auch Ulrich. Alle drei Wochen treffen sich die Mentoren mit ihren Erstis.

Erfolg spornt an. Nach der Versorgung der Erstsemester wollen die Initiatoren jetzt die nächsten Ideen in Angriff nehmen. Ab nächstem Semester soll es Arbeitsgruppen geben, in denen sich je fünf junge Philosophen mit einem bestimmten Thema beschäftigen. Unter der Leitung von höheren Semestern, Lehrenden und, träumt Ulrich, »von Leuten von außerhalb, die hier Praxisseminare machen«. Honorar könnten sie nicht bieten, »das wären good-will-Aktionen«. Verhandlungen mit dem Institut laufen. Klappt alles, steht auch der dritten Stufe des Plans nichts mehr im Weg: Examenskandidaten umfassend zu betreuen. Schließlich kennen nicht nur Erstsemester Versagensangst, Unsicherheit und brennende Fragen.

Wer Freizeit hat und Erstsemester nicht lästig, sondern niedlich und schutzlos findet, kann beim Mentorenprogramm mitmachen. Interessierte sollten sich möglichst im Hauptstudium befinden und, natürlich, Philosophie studieren. Wenn alles weiter so gut läuft, hoffen die Organisatoren auf den natürlichen Kreislauf: Die Erstis von heute sollen die Mentoren von morgen werden.

Gesa Gottschalk<

mentoren-
programm

ausbildung
mit zukunft
creative media -, digital film- und audioausbildungen

wir bilden sie schnell und praxisgerecht aus
creative media
digital film
tontechnik
neue Kurse
ab 2003 !!
tag der offenen tür:
24.11. 14 bis 18 uhr
sae berlin
030 - 498 600 54
saeberlin@saecollege.de
> internationaler abschluß (bachelor of arts)
> 25 jahre lehrerfahrung
> 32 schulen weltweit
> individuelle praxiszeit
> modernste ausstattung
sae INSTITUTE
fordern sie eine kostenlose broschüre an !
WWW.SAE.EDU
Wien • Zürich • Genf • Stockholm • Mailand • Athen • Paris • Amsterdam • Rotterdam • London • Glasgow • New York
Nashville • Sidney • Melbourne • Brisbane • Adelaide • Perth • Hobart • Auckland • Singapur • Kuala Lumpur

sprachkurse für ausländer

Es gibt serbische Blätterteig-Röllchen, iranischen Eintopf und türkische Weinblätter. Dazu deutsches – na was wohl – Bier. Man isst und trinkt, man unterhält sich zu den Klängen orientalischer Musik. Dann wird getanzt. Die Männer beginnen; bald hält es keinen mehr auf den Stühlen. Die Stimmung steigt. Ein wilder Reigen, der Vortänzer in der Mitte bewegt sich derwischartig durch den neonerleuchteten Raum...

Eigentlich haben die meisten Partygäste keinen Grund zum Tanzen. Die Feiernden sind Flüchtlinge. Sie kommen aus dem Iran, aus Russland, Marokko und vom Balkan – die Liste ist endlos. Dort können sie nicht leben, werden verfolgt, fliehen vor Krieg und Hunger; hier konfrontiert sie die deutsche Bürokratie mit furchterregenden Hindernisläufen durch die behördlichen Instanzen. Die meisten der Asylsuchenden, die nach Deutschland kommen, sprechen kein Wort deutsch. Dennoch müssen sie Anträge stellen, Schriftverkehr mit Ämtern, Anwälten und Gerichten führen und, nicht zuletzt, Schilder, Fahrpläne und Ähnliches lesen und verstehen.

»sie sind orientierungslos«

Diese von vielen ignorierte Situation brachte Katarina Kräling vor zwei Jahren auf die Idee zum Projekt ›Deutsch im Asyl‹: Deutschkurse in den Flüchtlingswohnheimen. Die Kurse sollten natürlich kostenlos sein, ein ›Gehalt‹ durfte keiner der Lehrer verlangen. Es begannen die komplizierten Verhandlungen mit Landesamt und Heimleitungen. Zunächst konnte man lediglich die eigene Überzeugungskraft einsetzen, eine rechtliche Grundlage oder Rückendeckung der Politik gab es nicht. Der Unterricht sollte als erstes im Spandauer Auffangheim stattfinden. Das Heim ist die zentrale Sammelstelle für Neuankömmlinge in ganz Deutschland. »Besonders in den ersten Wochen und Monaten des Asylverfahrens ist die Orientierungslosigkeit groß«, meint Katarina, deshalb sei der Unterricht in Spandau besonders wichtig. Seit Januar 2001 wird hier zwei Mal pro Woche Deutsch unterrichtet. Das Projekt ist gewachsen, die Nachfrage unverändert hoch: die Menschen können sich Kurse an der Volkshochschule nicht leisten. Inzwischen sind es ein gutes Dutzend Lehrer, die in drei Heimen ehrenamtlich Gruppen von 5-15 Schülern unterrichten. Eine Struktur gibt es außer den regelmässigen Treffen und einem eMail-Verteiler nicht. Die Lehrer sind Studenten aller Fachrichtungen. Jeder ist für seine Schülergruppe selbst verantwortlich. Unterrichtsmaterialien wie Stifte und Kopien besorgen die Lehrer. Dazu gehört auch die ›Tafel‹: Papierrollen der Berliner Zeitung. Ein gewöhnlicher Deutschunterricht ist das jedoch nicht. Mit der Vorbereitung des Unterrichts ist es oft nicht getan. Die Leute wollen zum Amt und zum Arzt begleitet werden oder Dokumente übersetzt bekommen. »Das muss dann jeder Lehrer selbst entscheiden«, sagt Katarina. »Manchen ist das zu viel, was ich auch gut verstehen kann.«

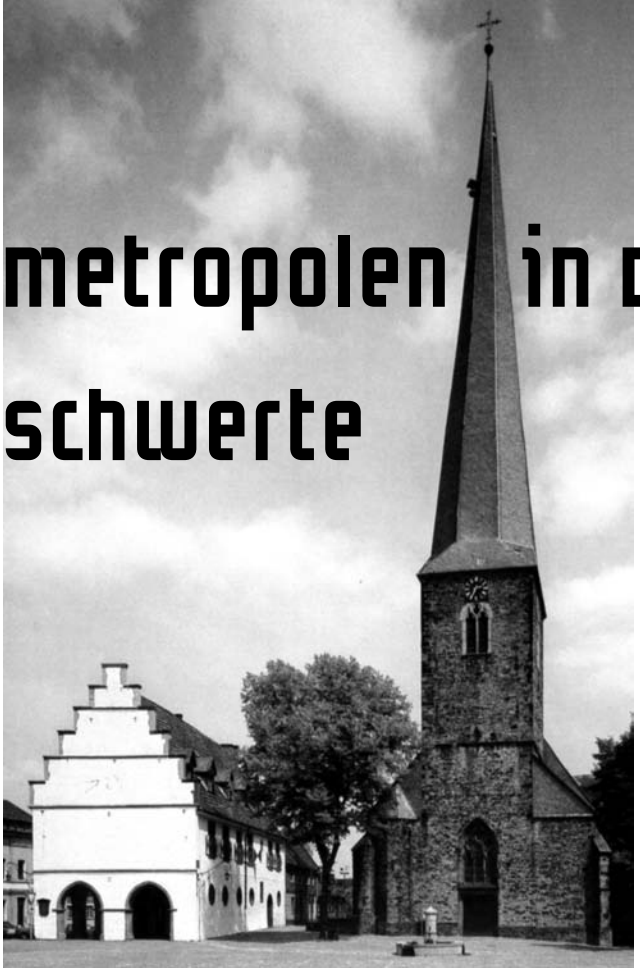
In Planung ist deshalb ein neuer Zweig für das Projekt, der sich nur um solche Hilfestellungen im konkreten Fall kümmert. Sinn des Projekts ist natürlich vorrangig, den Schülern Deutsch beizubringen. Manchmal klappt das aber nicht so, wie vielleicht geplant. Oft freuen sich die Schüler schon über den Kontakt zu Menschen außerhalb des Heimes und sind gar nicht primär am Unterricht interessiert. Verständlich, wenn man bedenkt, dass es ihnen nicht erlaubt ist, zu arbeiten und somit auch aus finanzieller Sicht kaum Möglichkeit für ein Leben außerhalb des Heims besteht. Neben dem Unterricht organisieren die Lehrer deshalb auch kostenlose Museumsbesuche oder Ähnliches. Persönlicher Kontakt zu den Schülern ist wichtig und gewollt: »Der Unterricht wird zu einem regelmäßigen Treffpunkt, an dem neben der Sprache Kontakte zu Deutschen entstehen«, sagt Katarina.

Heute ist das Projekt weit mehr als nur eine studentische Träumerei. Die Ausländerbeauftragte für Berlin, Barbara John, gibt dem Projekt volle Rückendeckung. Menschen, die in Deutschland leben wollen, brauchen nach ihrer Ansicht gute Deutschkenntnisse. Sie hat als Angehörige des Sozialressorts von Senatorin Heidi Knake-Werner die Möglichkeit, Druck auszuüben und so Probleme mit Heimleitungen aus dem Weg zu schaffen. Das gibt den Deutschlehrern größere Handlungsspielräume, und man kann effizienter arbeiten. Der Kontakt zur Politik soll in Zukunft noch intensiviert werden.

Die Party neigt sich inzwischen dem Ende entegegen, um zehn muss Schluss sein, sagt die Heimleitung. Das Bier ist auch schon alle und es gibt kein Geld für neues. Die letzte Party war das aber mit Sicherheit nicht, sie ist fester Bestandteil des Projekts und findet jedes Semester als Abschluss der Kurse statt. Die Zukunft? »Wir wollen das Projekt ›Deutsch im Asyl‹ an allen Universitäten bekannt machen und es so ausweiten. Was wir brauchen, ist eine dauerhafte Struktur, die von einzelnen Personen unabhängig ist.« Hilfe wird immer gebraucht, jeder kann mitmachen.

Markus Balkenhol<

Kontakt: k_kraeling@yahoo.com



metropolen in deutschland: schwerte

Folge XXXVIII

Hinter dem Sauerland, dem »Land der tausend Berge« , und kurz vor dem kochenden Ruhrpott liegt Schwerte, die »Einkaufsstadt mit Herz« (Eigenwerbung). Kürzlich gelangte sie im Magazin Stern zu bedauerlicher Berühmtheit. Ein Interview mit einem in Schwerte wohnenden Fußballstar erwähnte im Nebensatz die »Schlafstadt« , die Schwerte für den weltmännischen Journalisten darstellt. Diese Schmach fordert Vergeltung. Immerhin hat Schwerte einiges zu bieten.

Den Euro zum Beispiel verdanken wir den Schwerter Nickelwerken, in denen arme Schwerter Fabrikarbeiterinnen mit kleinen Hämmerchen auf die 2-Euro-Münzen kloppen, um sicherzugehen, dass der goldene Mittelteil nicht herausfällt. In Schwerte achtet man noch auf Qualität. Auch Felix, die weltberühmte Erdnussfabrik, hat ihren Standort in Schwerte. Wer möchte, kann dort arbeiten, und darf die ganzen Sommerferien lang so viel Erdnüsse essen, wie er oder sie möchte.

Etwa 50.000 Einwohner leben in Schwerte. Sie können im berühmten Allwetterbad baden, dessen Baukosten möglicherweise mitverantwortlich sind für beträchtliche Löcher im städtischen Haushalt, oder sie können dem Schützenverein ihres Königreiches beitreten. Dann dürfen sie grüne Wimpel an ihr Haus hängen, um die Nachbarschaft auf ein bevorstehendes Schützenfest einzustimmen. Und wenn es soweit ist, dürfen sie mit ihrer Marschkapelle samstagmorgens alle Mitbürger aufwecken, damit auch die zum Schützenfest gehen, und klatschen, wenn geschossen wird, und Bier trinken, wenn der Holzvogel runtergefallen ist, nachdem alle Schützen mal darauf schießen durften. In Schwerte hat alles noch seine Ordnung. Wer es gern beschaulicher mag, kann sich den Schwerter Wald oder die wunderschönen Ruhrwiesen sonntagnachmittags mit Tausenden Gleichgesinnten teilen, die von den zarten Sonnenstrahlen ins Freie gelockt werden, um zwischen Bienenstich und Kaffee und Abendessen noch eine Runde spazieren zu gehen. Da kommt es zu herzlichen zwischenmenschlichen Begegnungen, wenn sich Mountainbiker und Rollerblader, Kinderwagenschieber und Omas mit Stock, Schäferhundbesitzer und Jogger die schmalen Wege teilen.

Was aber macht die Schwerter Jugend? Ein Teil besucht Handball-, Volleyball- oder Kanuverein. Letztere sind die Coolsten, immerhin ist erst kürzlich ein Schwerter Deutscher Meister im Kanufahren geworden. Leider wurde ihm die Meisterschaft aberkannt, da bei einem Dopingtest THC nachgewiesen wurde. Inwieweit man durchs Kiffen schneller paddeln kann, bleibt rätselhaft, aber das ehrwürdige Dopingkomitee wird es wohl ausprobiert haben. Wer nicht in den Sportverein will, kann sich den Punks anschließen. Die leisten dem kapitalistischen System Widerstand, indem sie im Sommer in der Ruhr baden. Das ist umsonst, weil man sie mit den Bisamratten teilt. Im Winter wärmen sie sich mit reichlich Bier im so genannten Rattenloch bei wilden Punkkonzerten auf, zu denen auch schon mal die Punkgemeinde aus dem restlichen Ruhrgebiet anreist. Und weil das laut ist, und die Bierflaschen Scherben machen, wenn man betrunken ist und sie fallen lässt, und weil die jungen Leute unflätige Äußerungen von sich geben und ungepflegt aussehen, ist das Rattenloch der Schandfleck der Stadt, den man gerne wegsparen würde. Aber das ist nicht so einfach, denn Schwerte hat kein Kino und kein McDonalds, und in der Erdnussfabrik wollen auch nicht alle arbeiten, und in der Fußgängerzone sollen die Punks auch nicht rumsitzen. Deshalb bleibt irgendwie doch immer alles, wie es war.

Auch in der Staumeldungsstatistik hat Schwerte es zu einiger medialer Berühmtheit gebracht, immerhin wird es dort am häufigsten erwähnt, dank seiner Autobahnkreuze und Baustellen. Vielleicht ist das Westhofener Kreuz jemandem ein Begriff. Westhofen, das ist – bedauerliches Schicksal – ein Vorort von Schwerte. Dort finden ganz großstädtisch illegale Partys in leer stehenden Schwimmhallen oder unter den Autobahnbrücken statt, und manchmal kommt auch die Polizei vorbei. Aus Westhofen kommt auch die Bürgerinitiative BISS, die verbotene Graffitis unter Autobahnbrücken wegputzt, die wieder schön grau anstreicht und dann ein Foto von den anstreichenden anständigen Bürgern an die Lokalredaktionen der ortsansässigen Zeitungen schickt, damit alle Schwerter sehen können, wie schön grau die Autobahnbrücken jetzt wieder aussehen in Westhofen, falls man nicht im Vorort wohnt und es deshalb schon weiß.

Außer den zahlreichen Vororten hat Schwerte natürlich auch einen so genannten Stadtkern. Da gibt es die bezaubernde mittelalterliche Altstadt, mit Fachwerkhäusern und so, und natürlich die Einkaufszone. Dort ist nicht ganz so viel los, deshalb werden die Geschäfte auch jede Woche weniger. Nur die früheren 99Pfennig-Märkte (deren neue Namensgebung nach der Einführung des Euros ungeklärt ist) scheinen reißenden Umsatz zu haben. Wer also dort mal stöbern möchte, sollte auf der Autobahn die Augen offen halten und sobald er Felix, das Erdnussfabriklogo-Männchen sieht, abfahren.

Frederike Felcht<

Hoffnung im Geisterdorf

Fotos : Steffen Hudemann

1.060 Studierende lebten einst im Studentendorf Schlachtensee. Es galt als Musterbeispiel für studentisches Gemeinschaftsleben. Heute sind 28 übergeblieben. Die versuchen, den drohenden Abriss zu verhindern.

Thorsten Stöcker steht vor Haus Nummer neun des Studentendorfs Schlachtensee, seinem Haus. Früher lebten dort 31 Studenten, nebenan in Haus zehn 40 weitere. Wie das so ist im Studentenwohnheim, legte der Nachbar nachts laut Platten auf und im Treppenhaus wurde über Beziehungsprobleme gestritten. Thorsten würde solche kleinen Unannehmlichkeiten gern in Kauf nehmen, wenn er nur wieder Mitbewohner hätte. Der Psychologie-, Soziologie- und Philosophiestudent wohnt seit 1994 im Studentendorf, seit einigen Jahren in Haus Nummer neun und dort seit kurzem ganz allein. Die junge Familie, die das Haus zuletzt mit ihm teilte, zog vor einem Monat aus, seitdem hat Thorsten das Haus für sich. Das Nachbarhaus Nummer zehn steht komplett leer. Wasser und Strom sind dort bereits abgestellt.
Die Klingelschilder sind zum Teil noch beschriftet, aber öffnen wird außer Thorsten niemand mehr. Im Hausflur steht etwas Gerümpel herum, der Gemeinschaftsraum, früher Ort fröhlicher Parties und gemütlicher Spieleabende, liegt heute wüst und leer da und wartet auf bessere Zeiten. »Eigentlich ist es ein kleines Wunder, dass das Dorf noch steht«, findet Thorsten.

5,3 Hektar großes Denkmal

Alles begann im Herbst 1998. Da beschloss der Berliner Senat, das Studentendorf Schlachtensee abzureißen, das 5,3 Hektar große Grundstück zu verkaufen und mit »ortsüblicher Bebauung« zu versehen. Im Bezirk Zehlendorf lässt sich das ohne viel Phantasie mit »Stadtvillen« übersetzen.

Die 1.060 Bewohner erfuhren von dem geplanten Abriss aus der Zeitung. Die Studenten verglichen den drohenden Abriss mit einer Sprengung des Brandenburger Tors. Um dies zu verdeutlichen, zogen sie vor das Wahrzeichen Berlins und sprengten es medienwirksam mit Gießkannen. Ganz fern liegt der Vergleich nicht. Die Altbauten und die gesamte Gartenanlage des Studentendorfs stehen unter Denkmalschutz. 1958 wurde mit den Bauarbeiten im äußersten Südwesten der geteilten Stadt begonnen. Im November 1959 bezogen die ersten Studierenden die zehn Quadratmeter großen Zimmer der damals 18 Häuser. Später kamen weitere Häuser hinzu, der letzte Bauabschnitt wurde 1978 abgeschlossen. Die Wohnstätte war ein Geschenk der US-Regierung an die Stadt Berlin. Das architektonische Konzept war auf das gemeinschaftliche Zusammenleben der Studierenden

ausgerichtet und sollte der Demokratisierung der noch jungen Republik dienen. Die Schlachtenseer Studenten machten davon Gebrauch. Ende der sechziger Jahre kämpften sie gegen den »Muff von tausend Jahren« an der Uni und die Aufhebung der Geschlechtertrennung im Studentendorf. Prominentester Mieter damals: Rudi Dutschke. Heute kämpfen die knapp 30 Verbliebenen, die sich auch von einer Räumungsklage nicht abschrecken ließen, ums nackte Überleben ihres Dorfes.

Natur statt Hinterhof

»Im Herbst ist es besonders schön hier draußen«, sagt Jörg Müller, nimmt einen Stock vom mit gelbem Laub bedeckten Boden und wirft ihn ein paar Meter von sich. Brisko, einer von zwei Hunden, die dem Studenten Gesellschaft leisten, rast los und bringt den Stock zurück. »Für die Natur hier draußen nehme ich das alles in Kauf. Ich habe einfach keine Lust in einer Hinterhofwohnung im Prenzlauer Berg zu wohnen.« Zum Studieren kommt er derzeit allerdings nicht. Das Studentenwerk hat sich vor einem Jahr zurückziehen müssen, die Studenten müssen die anfallenden Arbeiten also in Eigenregie erledigen. Sie müssen einen Wachschutz organisieren, das Büro betreuen und die Reparaturarbeiten muss auch jemand machen. »Wir wollen ja nicht, dass hier alles verfällt.« Jörg ist anzusehen, wie sehr ihm das Dorf am Herzen liegt. »Wir hoffen immer noch, dass es weitergeht.«

Ein Konzept haben die Übriggebliebenen schon entwickelt. Sie haben eine Genossenschaft gegründet, die das Objekt erwerben soll. Ab dem zweiten Geschäftsjahr, so der Plan, soll die Genossenschaft fünf Prozent Gewinn ausschütten, dazu kommen ab einer bestimmten Fördersumme staatliche Zuschüsse. Es fanden sich zunächst 30 Gründungsmitglieder. Aber die Genossenschaft wächst, auch durch Interessierte, mit denen die Studenten nicht gerechnet hatten. »Vor einigen Wochen kam eine alte Dame um die 70 zu uns. Sie hatte in der ›Morgenpost‹ vom Projekt gelesen und erzählte uns, sie wohne in der Nachbarschaft und möchte gern dazu beitragen, das Dorf zu retten«, erzählt Jörg. Wenn das Gelände erst gekauft ist, haben die Studenten wenig Sorge, dass die Zimmer auch vermietet werden. Der studentische Wohnraum im Südwesten Berlins sei knapp, die Freie Universität liege ganz in der Nähe, außerdem gebe es Belegungsverträge mit den Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen. »Bis vor zwei Jahren war das Dorf fast jedes Jahr voll«, erinnert sich Jörg. Heute gehört schon viel Vorstellungskraft dazu, hier ein Wohnheim zu sehen. Nur selten schleicht ein Student über die Wege zwischen den insgesamt 27 Häusern. Die Fenster, lange nicht geputzt, wirken ohne Gardinen kalt und wenig einladend. An den Neubauten, die den alten Dorfplatz ringförmig umschließen, zeigt sich das gleiche trostlose Bild. Obwohl es bereits zu dämmern beginnt, leuchtet kein Licht in den Zimmern. Nur ein Fenster ist mit Blumenkästen bestückt. Ehemalige Gemeinschaftsprojekte, wie das Fotolabor oder der ökologische Food-Coop liegen brach. Im studentischen Club A 18 sitzen zwei Studentinnen etwas verloren am Fenster, trinken Kaffee, blättern in einem Buch mit Backrezepten und reden über Ally McBeal. Der Club ist die einzige Institution, die ein wenig Leben in das Dorf bringt. Die Studenten veranstalten Schnitzel- oder Mittelalterparties und ziehen so die jungen Leute aus der Umgebung an, erzählt Jörg. »Es kommen auch viele Schüler zu unseren Parties. Hier draußen ist ja sonst nicht so viel los.«

Vielleicht bekommt der Club auch außerhalb der Parties wieder mehr Gäste. Mit etwas Glück könnten schon bald Studenten einziehen. Vorher müsste natürlich noch etwas saniert werden. Die Kaufverhandlungen laufen, in den nächsten Wochen rechnen die Genossenschaftler mit einer Entscheidung. Auch Thorsten hat noch Hoffnung: »Es wäre wirklich schön, wenn wir hierbleiben dürften. Schließlich wohne ich hier schon seit acht Jahren.« Und wenn nicht? »Dann müsste ich wohl oder übel gehen. Ich will mich aus unserem Dorf nicht hinaustragen lassen.«

Steffen Hudemann <

e-mail aus... wien

Gerade erst war ich in Wien angekommen, hatte mein Zeug drei Stockwerke und somit 84 Stufen hinaufgeschleppt. Mir ein Bier geschnappt. Mich mit meinen neuen Mitbewohnern vor den Fernseher geworfen. Da passierte es auch schon: Die Regierung platzte. Ich nahm das ein wenig persönlich. Denn als ich letztes Jahr nach Berlin gekommen war, hatte sich dort das Gleiche ereignet.

Wenigstens verhießen die nächsten Wochen bis zur Wahl spannend zu werden. Wahlkampf – das riecht doch immer auch ein bisschen nach Abenteuer. Schlammschlachten, Politiker zerfetzen sich. Aber da hatte ich die Rechnung ohne die Ösis gemacht – in diesem Fall ohne den berühmtesten Österreicher der Welt, der die Leistungen von SS-Veteranen lobt und Saddam Hussein besucht. Deckname: Jörg Haider.

Dabei sah es anfangs noch so gut aus. Nachdem die Vorsitzende von Jörgs Partei das Weite gesucht hatte, wollte er den Sessel zurück haben. Doch dann passierte das Unfassbare: Wie die Nation per Fax erfuhr, hatten ihn Waffenlobbyisten heimgesucht und bedroht, als er gerade in ein Restaurant ging. Jörg hatte große Angst um das Wohl seiner Familie und wollte nicht mehr Parteichef werden. Und seitdem ist der Wahlkampf langweilig.

Eiligst wurde der Parteiposten neu ausgeschrieben – und in einer verborgenen Ecke fand man den Verkehrsminister Mathias Reichhold. Der war zwar soeben zurückgetreten, aber für den Vorsitz der Freiheitlichen Partei reichte es allemal. Sein Nachteil: Er hat das Charisma eines Kühlschranks. Nach eigenem Bekunden ist er kein Politiker (»Im Herzen bin ich Bauer«). Doch nun lief er zu Hochtouren auf, wie sich das für einen frischgebackenen Spitzenpolitiker gehört. Landauf, landab eilt er von Bühne zu Bühne und wirbt für seine Partei. Immerhin habe man die »erste Vizekanzlerin als Frau« in die Regierung gebracht. Er polemisiert gegen die EU (»Wer EU-kritisch ist, wählt FPÖ«) und gegen Ausländer ohnehin (»Österreich ist kein Einwanderungsland«). Doch wurde es auch ihm langsam zu heiß. Er schaute zu seinem deutschen Kollegen Möllemann: Wie entkommt man am besten einer brenzligen Situation? Seit einigen Tagen liegt Reichhold mit Herzrhythmusstörungen im Krankenhaus. Ende: offen. Aber wo ist eigentlich »unser Jörg«?

Roland Borchers <

zimmer mit Aussicht

Gleich vier Aufzüge erwarten mich Hungernden unten im Foyer, so dass ich nicht mehr lange bis zum Essen fassen im 20. Stock warten muss. Oben angekommen bewundere ich zunächst durch das große Fenster im Flur das Westpanorama unserer Hauptstadt und erblicke den ICC-Funkturm. Ich arbeite mich weiter vor, passiere eine Glastür, halte mich dann rechts und stehe endlich vor der Tel-Caféteria – unter dem Dach des Telefunken-Hochhauses.

Angenehm überrascht von den gemütlichen Vierer-Tischen mit rot-weißer Tischdecke, verwerfe ich sofort wieder den Gedanken an Fastfood, denn das Café bietet eine große Auswahl an Frühstück, Süßem und Deftigem. Warme Tagesgerichte kann man zwischen 11:30 Uhr und 14:30 Uhr bestellen. Es wird für mich Studenten eine erschwingliche Mittagspause, da das Café, obwohl verpachtet und nicht bezuschusst, sich preislich in etwa an den Mensen orientiert.

Essen für lau bekommen Studenten, die an unregelmäßig improvisierten Abenden Musik machen. Ein Klavier steht jederzeit bereit. Das Café bietet auch Raum für das vom Frankreich-Zentrum der Technischen Universität organisierte »Café Littéraire«, das ein- bis mehrmals im Monat zu Chansons, Lesungen und Diskussionen mit deutsch- und französischsprachigen Autorinnen und Autoren einlädt. Vierteljährlich wechseln farbenfrohe Ausstellungen von Bildern etwa südamerikanischer Künstler oder des Kinderkunstmuseums der UNICEF. Außerdem finden hier Diplom-, Weihnachts- und Abschlussfeiern der TU statt.

Tel-Cafeteria, Ernst-Reuter-Platz 7, 20. Stock, Öffnungszeiten: Mo-Fr 8.00-16.30

Unschlagbar und ein unbedingtes Muss jedoch ist die unmittelbare Aussicht durch die Fensterfront in Richtung Osten und Süden auf die TU-Gebäude, die Straße des 17. Juni hinunter zum Tiergarten mit der Siegessäule bis zum entfernten Alexanderplatz, Reichstag und Potsdamer Platz im Osten und auf den nahe gelegenen Zoo und die Gedächtniskirche im Süden.

Und das Beste: Die Aussicht kostet hier nix.

André Sowade <

Jana Hensels Generationsbuch ›Zonenkinder‹

go west, life is peaceful there

»Wir schauten uns die Bundesrepublik genau an, dachten viel über uns nach und grübelten nach Wegen, wie wir am wenigsten auffallen und trotzdem am weitesten kommen könnten. Ganz unverhofft sozusagen wollten wir eines Tages auftauchen, unseren Pass hochhalten, in denen man Geburtsorte wie Cottbus, Sonneberg oder Wismar würde lesen können, und alle anderen in Staunen versetzen, dass wir es mit einem so gravierenden Schönheitsfehler gleichwohl geschafft hatten.«
Der Makel in Jana Hensels Pass weist sie als gebürtige Leipzigerin aus, und sie geht produktiv mit ihm um. Das gerade erschienene Buch der 26-Jährigen beschreibt das Hineinwachsen ihrer Generation in das damals frischvereinigte Deutschland: Die westdeutschen Vorbilder fest im Blick, aber das blaue Halstuch noch im Schrank. Sie erzählt davon, wie sie ihr Sächsisch abtrainiert und an ihrem Kleidungsstil gefeilt hat.
Zugleich wird der Verlust offenbar, in einem Land geboren zu sein, das vom Globus verschwunden ist. In diesem Widerspruch fällt es den »Zonenkindern« schwerer als anderen, sich zu finden, sich abzugrenzen.
Die Ratlosigkeit, ob man seine Eltern nun für ihr berufliches Scheitern bedauern oder für ihren miesen Geschmack verachten soll und das Gefühl hinter dem »Hochglanzosten« die Orte seiner Kindheit nicht wiederzufinden, gehören zu den Resultaten ihrer Anpassung.

UnAufgefordert: Die Gegend aus der du kommst, nennst du die ›Zone‹. Das war ursprünglich ein Schimpfwort. Warum benutzt du es?
Jana Hensel: Ich habe lange nach einem Wort gesucht für die DDR in den 90er Jahren. Es ist nicht mehr DDR und auch nicht BRD, es ist eine Art Zwischenstadium, eine Zwischenexistenz. Ich fand dieses Wort der ›Zone‹ ganz schön, fast poetisch. Ich kann es literarisch ausbeuten, dagegen sind Formulierungen wie ›Fünf neue Bundesländer‹ oder ›Ostdeutschland‹ politische Begriffe. Sie sind leer, ich kann sie literarisch nicht gebrauchen. Ich sage ja auch, dass unsere Anpassung glücklich verlaufen ist. Wir funktionieren, wir arbeiten in diesem System. Deshalb können wir das Wort ›Zone‹ als erste Generation als etwas Positives in den Mund nehmen. Das ist so wie wenn der Neger sich selber zum ersten mal Neger nennt.

Du schreibst ›Wir‹ und meinst gleich eine ganze Generation. Übertreibst Du da nicht die Vereinnahmung?
Ich habe in Gesprächen mit Gleichaltrigen festgestellt, dass unsere Generation schon eine Schnittmenge an gemeinsamen Erfahrungen hat, dass sich aber die wenigsten dessen bewusst sind. Sie haben immer so ein diffuses Herkunftsgefühl: ›Wir sind aus dem Osten und wir sind irgendwie anders, aber genau wissen wir es nicht.‹ Mich hat gereizt, das aufzuschreiben und auch in diesem ›Wir‹ zu formulieren als sanfte Provokation. Denn natürlich entscheidet jeder Leser selbst, ob er zu diesem ›Wir‹ gehört, oder eben nicht. Wenn er sagt: ›Genau so wars‹, dann erinnert er sich an seine Geschichte und wenn er sagt: ›Es war ganz anders‹ dann tut er das auch.

In deinem Buch ist die Rede von der Verzweiflung, mit der du dich bemüht hast, nicht mehr als Ostdeutsche erkannt zu werden. Woher kam der Druck, sich anzupassen?
Ich versuche, die Dinge in ihrem Verlauf zu schildern und natürlich war es am Anfang schwierig, aber ich beschreibe natürlich auch die Geschichte einer Pubertät. Der Anpassungsprozess lief für uns parallel mit dem Erwachsenwerden. Da geht oftmals etwas schief oder man überzieht. Ich glaube aber schon, dass es sehr viele gibt, die sich noch genau daran erinnern, wie man das erste Mal in die BRD fuhr und das Begrüßungsgeld abgeholt hat. Das sind Momente von Peinlichkeit, von Unterlegenheit in einem Alter, in dem man das gar nicht reflektieren kann. Man kommt einfach irgendwo hin und findet einen Staat, der komplett funktioniert und schöner aussieht als der, den man kennt und reagiert natürlich zuerst mit Gefühlen von Minderwertigkeit und Unsicherheit.

Du schreibst vom gestörten Verhältnis zur Elterngeneration, von der ein Großteil den Anschluss an den Westen verloren hat. Wie haben deine eigenen Eltern auf dieses Kapitel reagiert?
Dazu sage ich nichts.

Wie also reagieren Ostdeutsche aus der Generation deiner Eltern?
Ich bin bei Lesungen überrascht, mit welcher Toleranz sie reagieren. Manchmal so sehr, dass ich denke, macht euch nicht so klein, gebt mir da nicht recht, steht auf und sagt: Wir konnten damals nicht anders, uns hat das einfach überfordert. Manche begreifen es auch als Hilfe, ihre eigenen Kinder zu verstehen.

Jana Hensel
Zonenkinder
Rowohlt
2002
176 Seiten
14,90 Euro

Wenn du in Formularen nach Nationalität und Staatsangehörigkeit gefragt wirst, zögerst du dann noch?
Ich muss natürlich sagen, ich fühle mich als deutsch, aber es kommt mir nicht ganz einfach über die Lippen. Ich weiche dann eher aus und sage, dass ich mich ›irgendwie europäisch‹ fühle, aber auch das beschreibt es nicht viel besser. Ich würde schon gern immer diesen Nachsatz anfügen: ›Aber eigentlich usw.‹ Doch ich glaube, man muß aufpassen, dass man das nicht konstruiert und irgendwann nur noch künstlich wachhält. Ich stehe jetzt auf der Mitte – dreizehn Jahre da und dreizehn Jahre hier. Natürlich eignet sich so ein untergegangenes Land sehr gut zum Mythos und deshalb muss man darauf achten, daß man es nicht überhöht.

Text und Interview Christoph Schlüter <

»Der Kaiser vom Knochenberg« ist das fünfte Buch von Karsten Krampitz, Student an der HU. Und das erste, das von einem großen Haus verlegt wird.

ullstein dank uni

Karsten Krampitz
Der Kaiser vom Knochenberg
Ullstein
2002
192 Seiten
18 Euro

Theaterwissenschaftler sind Leute, die an der Schauspielschule nicht genommen wurden. Wer Neue Deutsche Literatur (NDL) studiert, will Schriftsteller werden, wenn er groß ist. Ausnahmeerscheinungen unter den Möchtegerns bestätigen das Klischee: Karsten Krampitz, 32, Student der Geschichte, NDL und Politikwissenschaften an der Humboldt-Universität. Und wenn die Legende von seinem großen Wurf erstmal die Runde durch die Hörsäle und Cafés gemacht hat, werden noch mehr Leute Literaturwissenschaft studieren wollen. »Der Kaiser vom Knochenberg« heißt sein Roman, der in diesem Herbst bei Ullstein erschienen ist. Es ist Krampitz' fünftes Buch, aber das erste bei einem großen Verlag, weshalb die Rezensenten es entweder wie ein Debüt werten oder als Durchbruch feiern. Diesen Erfolg verdankt Krampitz nicht nur dem eigenen Können: »Ich bin eigentlich nur wegen der Uni an den Vertrag gekommen,« sagt er grinsend. Und dann folgt der Stoff, aus dem die Träume junger Literaturstudenten sind. Wie er eine Übung in NDL besucht hat. Wie er als Hausaufgabe ein Exposé für einen fiktiven Roman schreiben sollte. Wie er stattdessen das Exposé für »Der Kaiser vom Knochenberg« abgegeben hat, das der Dozent gleich an die richtige Stelle weiterleitete. Der war nämlich im richtigen Leben Literaturagent und Karsten Krampitz sozusagen von der Straße weg entdeckt, so wie es Möchtegern-Schauspielern nie gelingt.

Jetzt wird er von Hendryk Mittelinitial Broder als Vertreter einer neuen Generation von Ostautoren gefeiert, und die taz schreibt, mit ihm tauche »ein weiterer, junger Erzähler aus dem Osten in die Tiefen und Untiefen des DDR-Daseins ein«. Das stimmt nur zum Teil. Krampitz, 1969 in Rüdersdorf bei Berlin geboren, schreibt in seinem neuen Roman nicht über die letzten zwei Jahrzehnte der DDR. Er lässt ihn in dieser Zeit spielen. Der Unterschied: »Der Kaiser vom Knochenberg« erzählt die Geschichte eines Einzelnen. Der kämpft mit sich, seiner Krankheit, seiner Familie, den Hänseleien der Mitschüler. Dass die blaue Halstücher tragen, ist nebensächlich. Der Roman könnte auch woanders spielen, denn jenseits von Westverwandschaft, Politoffizieren und Wandzeitungen erzählt Krampitz eine universale Geschichte: Tobias »Napoleon« Schäbitz hat einen verkürzten Arm und eine schwangere Freundin. Als sie sich von ihm zurückzieht und abtreibt, weil ihr Zweifel an der Geschichte mit dem Unfall kommen, blickt er zurück. Wir erfahren alles, worüber Tobias mit seiner Freundin nie sprechen konnte. Wo er herkommt, nämlich aus einem Kaff, das weder Dorf noch Stadt ist. Genauer, aus dem Ortsteil »Knochenberg«, dem Steiß vom Arsch der Welt. Er erzählt von seiner verhätschelten Kindheit als Sohn eines Bonzen und fast ohne Freunde, vom Zusammenbruch der heilen Familie und dem Ausbruch seiner Krankheit, vom Leben mit den »Freaks« im Behinderteninternat. »Der Kaiser vom Knochenberg« ist keine Generationengeschichte über den Umbruch und das Ankommen im Westen.

Karsten Krampitz schreibt über das, was er kennt. Auch er hat »multiple Exostosen« und einen kürzeren rechten Arm. Auch er strengte sich an, den Aufnahmetest für das Internat nicht zu bestehen, und stellte fest, dass genau das Zugangsbedingung war. Der Roman lebt davon, dass Krampitz weiß, wovon er spricht. Am stärksten ist die Geschichte, wenn sie in Wolzow spielt, in den späten Siebzigern. Da wirkt nichts ausgedacht, die Atmosphäre ist dicht, und jede Einzelheit sitzt. Der Urlaub auf Kreta und das Leben in der hippen Mitte Berlins verblassen vor diesem Hintergrund. Trotzdem gibt es auch in der Rahmenhandlung nette Details zu entdecken, vor allem für all jene, die an der HU Veranstaltungen in Alter Geschichte besucht haben.

Überhaupt verdankt Krampitz seinem Studium mehr als nur den Vertrag mit Ullstein. In Neuer Deutscher Literatur lernte er das Konzept von Rahmen- und Binnenhandlung. Bei Wolfgang Borchert guckte er sich ab, »wie man Tempo auch hält«. Eine Hausarbeit über das Scheunenviertel half ihm bei der Erschaffung Wolzows: »Dadurch hatte ich ein Gefühl dafür, wie ein Ort entsteht. ›Knochenberg‹ lebt total von meinem Geschichtsstudium.« Es muss also nicht immer Germanistik sein.

Gesa Gottschalk, Kathrin Bienert<

Foto: Frank Rothe

Geklatscht

Eine Erzählung von Karsten Krampitz

Wahlen sind für mich Saisonzeit. Ich brauche keine Einweisungen. Zeigen Sie mir den Mann und ich klatsche. Absolut professionell. Seit Jahren schon bin ich Gast – und ich verstehe meinen Beruf! Wo andere sich verausgaben, fange ich erst an: Ein kleiner Applaus zur Begrüßung, ein herzliches Willkommen. Mein Beifall wird langsam lauter, aber noch ohne Rhythmus. Es soll echt wirken, und man will sich ja noch steigern…
Mein ganzes Gesicht strahlt dann vor Freude. Irgendwann tritt Ruhe ein, ganz wie abgesprochen. Und einen Moment später, auf ein Zeichen hin, ein Codewort, reiße ich alle mit. Stampfe mit den Füßen, johle. Und die Leute sind begeistert. Ich reiße sie mit, sie klatschen von selbst.

Den Applaus hole ich nie aus den Handgelenken wie ein Anfänger, mehr aus den Ellenbogen. Dabei achte ich auf mein Gesicht. Nichts darf nach Anstrengung aussehen. Locker, leicht und fröhlich bin ich – ganz entspannt. Hin und wieder pfeife ich auch. Zwischenrufe kosten extra.

Vor ein paar Monaten ist es passiert. Irgendein Bürgermeister hielt gerade eine kurze Ansprache. (Ein kleiner Empfang ohne Büfett, nur Sekt.) Und eigentlich war alles wie immer. Zwar hatte ich noch nie für den Mann gearbeitet, seine Rede aber war mir vertraut, genauso mein Stichwort:
»…so verschafft es mir ein Gefühl tiefster Genugtuung… heute, hier, in Ihrem Beisein…«
Das war mein Zeichen. Die Firma, die mich bezahlt, engagiert meist auch den selben Redenschreiber. Der Mann schreibt sogar die Pausen mit. Dem »heute, hier, in Ihrem Beisein« geht in der Regel ein tiefer, nachdenklicher Seufzer voraus – während ich mein Glas wegstelle und schon mal mit den Armen weit aushole…

An diesem Abend aber dauerte die Pause etwas länger. Das »heute, hier, in Ihrem Beisein« krepierte im Lärm. Denn die Frau neben mir begann auf einmal laut zu keifen, schrie wirres Zeug, zog eine Trillerpfeife heraus. Ich nahm ihr das Ding sofort weg, wollte in Ruhe meiner Arbeit nachgehen, wollte klatschen und jubeln wie es meine Aufgabe war. Aber es hatte keinen Sinn. Binnen einer Minute sprang der Tumult über. Mehr und mehr Leute schlossen sich ihr an, formierten sich in Sprechchören, die in Richtung Podium keine Beschimpfung ausließen, so daß ich später Mühe hatte, mein Honorar einzufordern. An der Randale trug ich doch keine Schuld. Wofür gibt es Türsteher?

Noch am gleichen Abend traf ich die Frau wieder, im Hotel. Der Portier reichte ihr gerade den Schlüssel. Das war schon absurd:
»Ach, Herr Kollege«, rief sie. »Guten Abend.« ------- »Kollege???«
Nicht zu fassen! Heutzutage ist wohl nicht mal mehr die Opposition umsonst.
»Also darauf müssen wir unbedingt einen trinken«, meinte ich und zeigte auf die Bar. Worauf sie: »Besser wir gehen rauf, wenn die andern uns sehen…« – »Bitte wer? Wieviel wart ihr denn?«
Auf dem Zimmer redeten wir dann über dies und jenes, tranken auch – und nicht zu wenig. Es wurde spät…
Ja, und als sie dann aus dem Bad kam, vor meinem Bett stand und ihr Handtuch fallen ließ – fing ich plötzlich an zu klatschen! Scheiße. Ein paar Sekunden nur. Das war wie ein Reflex. Ich mußte einfach Beifall spenden. Gott sei Dank konnte ich die Beine noch unter Kontrolle behalten. Peinlich. – Zum Glück aber zeigte sie dafür Verständnis, gab mir einen Kuß und sagte nur:
»Feierabend.«

Der Autor Dan Diner beleuchtet in seinem neuen Buch den Antiamerikanismus der Deutschen.

Der liebste Feind

»Der ›Antiamerikanismus‹ wäre, würde er organisiert auftreten, die größte und fortschrittlichste Massenbewegung unserer Zeit.« So schrieb ein Kommentator der linken Tageszeitung »junge welt«. Bulette statt Burger? Statt Starbuck's jetzt wieder »Draußen nur Kännchen«? Man stutzt, man greift zum Buch. In diesem Fall am besten zu Dan Diners neu aufgelegter und erweiterter Publikation »Feindbild Amerika«.

Dass linke Intellektuelle mit Ressentiment gegen die Vereinigten Staaten Politik machen können und bei ihren Zuhörern auf Begeisterung stoßen, das ist schon etwas länger der Fall. Es war aber nicht immer so. Nach der Loslösung der nordamerikanischen Kolonien vom Mutterland im 18. Jahrhundert bildeten zunächst nur feudale Schichten in Europa eine Amerikafeindlichkeit aus. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts erfasste ein negatives Amerikabild weitere Milieus der europäischen Gesellschaften, die soziale und politische Veränderungen der Moderne fürchteten und den Ursprung ihres Unbehagens in Amerika vermuteten. Linke Intellektuelle und die unteren gesellschaftlichen Schichten begeisterten sich hingegen lange Zeit für die USA als das Land der freien und gleichen Bürger ohne König oder Kaiser.

Dan Diner
Feindbild Amerika
Propyläen Verlag
2002
220 Seiten
20 Euro

Mit »Amerika« fanden im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend alle Schichten der europäischen Traditionsgesellschaften, zumal der deutschen, eine ideale negative Projektionsfläche für alle Erscheinungen der Moderne. Die Neue Welt taugt bis auf den heutigen Tag als Sündenbock für alle Erfahrungen des Traditions-, Kultur- und anderweitigen Identitätsverlusts. Der amerikanische Geschäftsmann und Bankier wurde früh zum Symbol der bösen Moderne, dem alles, was nicht Profit abwirft, nebensächlich erscheint, der dadurch alle Kulturerscheinungen dem Kosten-Nutzen-Denken unterwirft, von der Religion bis zu den zwischenmenschlichen Beziehungen. Diner schreibt hierzu: »Im Verständnis des antiamerikanischen Ressentiments sind die Vereinigten Staaten als USA das negative Markenzeichen fürs Geschäft, für die Inkarnation des Tausches ebenso wie für das Wesen der Abstraktion als dem Signum einer sich weltweit ausdehnenden Entfremdung.« Die Tatsache, dass die Abneigung gegen »Amerika« die konkreten Vereinigten Staaten von Amerika überhaupt nicht für die eigene Halluzination benötigt, stelle, so Diners These, zwischen Antiamerikanismus und Antisemitismus eine »untergründige Verwandtschaft« her. Ein wesentlicher Unterschied sei jedoch, dass Antiamerikanismus in den wenigsten Fällen zu einer eigenständigen Ideologie ausgeformt werde.

Besonders aufschlussreich ist Diners Kapitel über den Antiamerikanismus nach 1945. Diner konstatiert eine große Einigkeit fast aller Gesellschaftsschichten und ihrer Eliten im antiamerikanischen Ressentiment. Dennoch sei die Amerikafeindlichkeit, wie zu anderen Zeiten auch, generations- und schichtenspezifisch verschieden motiviert gewesen.

Interessant ist vor allem Diners Analyse des Antiamerikanismus der Studentenbewegung. Nach Diners Sicht sei es bei den Studenten zunächst nur eine verknappte ökonomische Analyse gewesen, die zu der Einschätzung geführt habe, die Vereinigten Staaten seien das Zentrum des weltweiten Kapitalismus. Bereits darin habe zwar eine Aktualisierung eines alten Ressentiments bestanden, erst der Krieg in Vietnam sei jedoch dasjenige Ereignis gewesen, »das allem Ressentiment die Tugenden von Vernunft und Selbsterhaltung zusprach". Gerade linken Intellektuellen der 60er und 70er Jahre wirft Diner vor, die Entsorgung der deutschen Vergangenheit durch die gezielte Gleichsetzung des Vorgehens der US-Army in Vietnam mit den nationalsozialistischen Verbrechen vorangetrieben zu haben. Konservative deutsche Amerikafeindlichkeit habe sich mit linkem Ressentiment im Hass auf die amerikanischen »Besatzer« spätestens in den achtziger Jahren offen überlagert.

Nach der Betrachtung des Antiamerikanismus zur Zeit des Golfkrieges begibt sich Dan Diner im letzten Kapitel in die Abgründe des amerikafeindlichen Ressentiments nach dem 11. September 2001. Er erinnert an die Ausfälle deutscher Intellektueller unmittelbar nach dem Massenmord in New York, von Peter Scholl-Latour, Sibylle Tönnies bis zu dem Ausspruch des Komponisten Karlheinz Stockhausen, die Vorgänge in New York seien das »größte Kunstwerk« gewesen, das es je gegeben habe.

Am Ende dieses informativen, streckenweise polemischen Buches ist man nicht mehr so stutzig wie zu Beginn. Man beginnt zu begreifen, warum Journalisten der linken Tageszeitung »junge welt« den Irak einen »objektiv antiimperialistischen Staat« nennen und sich den Antiamerikanismus als »fortschrittlichste Massenbewegung« wünschen.

Hark Machnik <

Im Jahre eins nach dem Fall des WTC setzten internationale Regisseure ihre Eindrücke filmisch um – in exakt 11 Minuten, 09 Sekunden und 01 Bild.

im schatten blüht nichts

Zwei RechteckSchatten – gleich dem eines Vampirs angesichts des Tageslichts – rollen sich nacheinander an der Wand eines ranzigen New Yorker Appartements zusammen. Begleitet von einem dumpfen Dröhnen. Zugleich erblüht eine erbärmlich verkümmerte Blume; es wird klar, das sie zuvor Stiefkind des Schattens war. Ein alter Mann grinst vor Glück.

Sean Penn liefert mit diesem Zusammenfall die provokanteste These und die aufdringlichste Ästhetik der insgesamt elf Kurzfilme des Projektes »11'09''01« ab. Die französische Produktion lud elf Regisseure von allen Kontinenten ein, ihre Perspektive zu den Turmstürzen des 11. September 2001 in einem Kurzfilm zu verarbeiten. Die einzige Beschränkung der künstlerischen Freiheit bestand in der Vorgabe, dass der Film genau elf Minuten, neun Sekunden und ein Bild lang sein durfte. Bekannte Regisseure wie Ken Loach und Amos Gitaï, aber auch die junge Iranierin Samira Mahmalbaf folgten der Aufforderung.

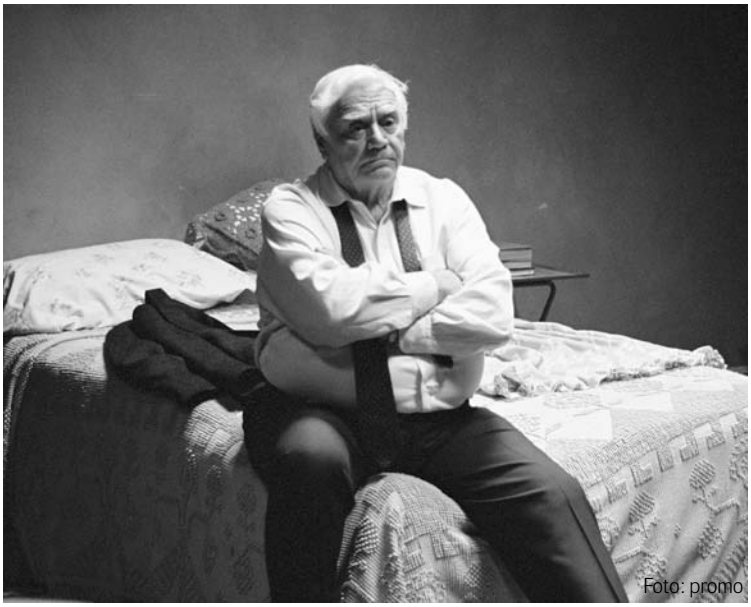


Foto: promo

Regisseur Penn beschränkt sich nicht, wie andere Filmer aus dem Programm, auf die Aufarbeitung des Schreckens. Er scheut weder die Auseinandersetzung mit der symbolischen und tatsächlichen Wirkung des WTC, noch mit der amerikanischen »Ideologie'', die nach den Turmstürzen mit aller Deutlichkeit hervortraten. Penn äußert jedoch nicht die bloße Kritik eines Amerikaners an seinem Heimatland im besonderen, er setzt sich im allgemeinen mit der gewalttätig stummen Macht des Dominanten über das Schwächere auseinander. Im Schatten des Großen verblüht das Kleine. Dominanz enthält Unterdrückung; deren Zerstörung ist nicht grausam, vielmehr befreiend.

Penns Film überschneidet mehrere Diskurse. Einmal ist da der Diskurs über Macht an sich. Dieser ist auch ein Diskurs über die Grenze von Politik und Privatheit, die die Politik in ihrer Blindheit missachtet. Das Finanzkapital, die wirtschaftlichen Tentakel amerikanischer Macht, bauten diese Türme, deren Schatten diesem trostlosen Appartement das Licht rauben. Das politisch Aufgeladene in Form des Islamismus traf mit der gleichen Logik die formal Schuldlosen in den Türmen.

Der alte, verwirrte Witwer, den nichts mit der virtuellen Welt der Finanzströme verbindet, hat einen kurzen Moment des Glücks. Das Licht kommt in das Leben des Witwers (hervorragend: Ernest Borgnine), der in die stumpfe Erinnerung an seine tote Frau versunken ist. Penns 11 Minuten und 9 Sekunden und ein Bild stellen eine unbeantwortbare moralische Frage auf: darf das Unglück des einen das Glück des anderen sein? Penn positioniert sich als Verfechter der Hoffnung im Leid.

Es gibt auch enttäuschende Filme in dieser Reihe, die, obwohl filmisch gelungen und inhaltlich zwingend, mit ihren Mitteln aber doch nur distanzlose Klischees wiedergeben. Es wenden sich im indischen Beitrag die Nachbarn plötzlich von einer pakistanischen New Yorker Familie ab, als ihr Sohn des Terrorismus verdächtigt wird. Eine afghanische Lehrerin will in dem iranischen Kurzfilm ihrer Schulklasse im iranischen Exil anhand eines Schornsteines die Tragik des 11. Septembers vermitteln.

Dagegen lacht es sich befreiend und unbekümmert, wenn fünf afrikanische Jungen Bin Laden jagen, damit ihr Freund mit dem Kopfgeld wieder in die Schule gehen kann. Unbequem und ehrlich ist in dem Kurzfilm des Kapitalismuskritikers Ken Loach die Sicht eines Londoner Exilchilenen, der sich an den Sturz Allendes, am 11. September 1973, erinnert. Erkennbar wird, dass sich Kunst nicht losgelöst von ihrer – nationalen – Herkunft und den gesellschaftlichen Erscheinungen ausdrücken lässt. Verstört hinterlässt den Betrachter der Beitrag des Japaners Shohei Imamura, der in einer gnadenlosen Brutalität das Schicksal eines traumatisierten Veteranen zeigt, der im zweiten Weltkrieg als Schlange zu seiner schockierten Familie zurückkehrt.

Den Reiz von »11'09''01« macht es aus, in einem organisatorischen Korsett gleichberechtigte Perspektiven aus allen Teilen der Welt zu versammeln. Gemeinsam ist ihnen die Erschütterung in der Folge des 11. Septembers und die kritische Haltung gegenüber eindimensionalen Sichtweisen. Man geht trotzdem nicht mit einer einzelnen nervigen Doktrin, sondern mit den Eindrücken gegensätzlicher Stellungnahmen aus dem Kinosaal. Erfährt die verschiedenen Handschriften, und die – in Wahrheit – grenzenlose Subjektivität jeder Auslegung des 11. September 2001.

Stefan Martini <

Kinostart: 28. November

plattenwäsche

A rush of blood to the head

Ähnlich wie Travis schaffte es die britische Band Coldplay mit ihrem zweiten Album ein weiteres Mal, bei ihren Zuhörern zu Tode betrübende Melancholie hervorzurufen. Dennoch darf man bei ebenjener gute Laune entwickeln, himmelhoch jauchzen, sich zurücklehnen und einfach nur genießen. Der Albumtitel meint denn auch einen Moment größter Ekstase, der das Adrenalin in den Kopf rauschen lässt, und nicht etwa eine peinliche Situation, deretwegen die Gesichtsfarbe einen dunkelroten Teint hervorruft.

Herausragend an der Musik von Coldplay sind – wie bei den meisten Gitarrenbands – vor allem die Melodien. Die Trauer-Hymnen sind eingängig und verzichten auf jegliches Trara drumherum. Chris Martin scheint sich immer pünktlich zu den Aufnahmeterminen zu verschnupfen, so zumindest erklärt sich vielleicht das leicht Nasale in seinem Gesang. Das leicht zu erkennende Schlagzeugintro der ersten Single »In my place« lässt dem Konsumenten vor dem eigentlichen Beginn des Songs Zeit, noch schnell das Radio aufzudrehen.

Die ersten zarten Schritte, sich in ihrer privilegierten Position außerdem für weltweite Gerechtigkeit einzusetzen, wurden von den Musikern nicht allein mit der Thematisierung der unfairen Welthandelsregeln gegenüber Entwicklungsländern getan. »Give me real don't give me fake (Politik)« heißt es etwa in dem ersten Stück. Die Band führt mit dem Abdrucken von Kontaktadressen in ihrem CD-Booklet eine Tradition fort, mit der U2 seit 15 Jahren immer wieder auf Menschenrechts- und Umweltschutzorganisationen hinweist. Neben so viel Weltverbesserung kommt das Zwischenmenschliche vor allem in »The Scientist« zur Geltung.

Mit einer gehörigen Portion Schwermut, wie sie bei den elf bittersüßen Stücken in Form gepresst wurde, haben Coldplay somit einen wunderbaren Soundtrack für die kommenden kalten Monate aufgelegt.

20.11. Arena (Verlegung von der Columbia Halle)

Busted stuff

»Wie? Dave Matthews Band? Noch nie gehört« Diesen oder ähnliche Sätze hört man hierzulande leider noch viel zu oft. Gegründet 1991 von Songwriter David Matthews etablierte sich die Band schnell in Charlottesville, Virginia und bald im Rest der USA. 1993 erschien »Remember two things«, live aufgenommen im Muse Music Club auf Nantucket Island. Von da an ging die Karriere steil bergauf: Das zweite Album »Under the table and dreaming« spielte ein Jahr später schon vierfach Platin ein, »Crash« landete 1996 auf Platz 2 der Billboard 200 Charts und »Before these crowded streets«, das bisher beste Album, 1998 auf Platz 1.

Obwohl der Rolling Stone neulich kritisierte, die Band würde dazu tendieren, zu viel zu spielen und dass ihr ein bisschen Einfachheit gut täte, geht das Konzept der Mischung einer jazzigen Instrumentierung mit (halb)akustischer Gitarre, Saxophon, Violine, Bass und Schlagzeug zusammen mit folklastigem Songwriting auch bei dem neuen Album vollends auf.

Es präsentiert einen Mittelweg zwischen den unkonventionellen Songs mit packenden Soli, das Markenzeichen der Band, im Stil der älteren Alben, und dem von bisherigen Fans eher abgelehnten, sehr poppigen Vorgänger »Everyday«, bei dem krampfhaft Stromgitarren eingesetzt und Songs in ein 4-Minuten-Korsett gezwängt wurden. Neun Songs aus der »Everyday«-Session wurden wieder ausgegraben. Die Texte behandeln hauptsächlich die Liebe, Träume und Kritik am schlechten Zustand unserer Gesellschaft. Das Album kommt aber erstmals auch ohne Gastmusiker wie Alanis Morissette, Carlos Santana oder Tim Reynolds aus.

Mit dem neuen Album werden die Musiker ihrem guten Ruf einer Live-Band wieder gerecht. Angesichts der hohen Produktivität der Band verwundert es nicht, dass »Busted Stuff«, gerade erst erschienen, schon wieder das vorletzte Album der Band wurde: Die Homepage kündigt für Ende des Jahres das 6. Live- und damit das insgesamt 11. Bandalbum an.

Bleibt zu hoffen, dass die Band bald wieder nach Deutschland kommt.

André Sowade <

Im Theater am Halleschen Ufer darf jeder über Bewegung reden. Das Publikum mit den Tänzern, die Choreographen mit dem Publikum.

Professor im Tutu

Es ist Sonntagmorgen. Das Theater am Halleschen Ufer (THU) döst eingesunken in seiner Häuserzeile. Im Foyer hat jemand versucht, einige Sofas und einen Schwarm schwarzer Klappstühle in Kreisform zu bringen. Der Tresen gibt dazu eine improvisierte Kuchentheke ab. Hier und da palavert ein Grüppchen, die Sofaplätze sind als erstes weg. Langsam füllt sich das Foyer mit notorischen Theatergängern, Neugierigen, Studenten und Kultursuchenden. Da drüben, ist das nicht – die hab ich doch schon mal in einem Programmheft gesehen?! Kann sein, ist ja eigentlich auch egal. Ich greife mir einen Kaffee und beginne mich wohlzufühlen. Alles so schön unprätentiös hier.

Inzwischen schwebt auch ein bisschen Anspruch im Raum, die Künstler sind da und das Mime Centrum Berlin ist mit einer Kamera vor Ort. Seit einem Jahr sitzen hier immer wieder Tänzer und Choreographen und reden über Bewegung. Die einen regelrecht redegewandt, die anderen bewegen durch redliche Offenheit. Ausgefeilte Präsentationen und wortgewaltige Kunstpropheten sind hier selten, die Diskussion ist eher themenzentriert: Es geht um Bewegung. Im Verein mit Komponisten, Journalisten, Architekten, Filmemachern und Screendesignern plaudern die Choreographen aus dem Nähkästchen. Sie ringen mit Publikumsfragen oder stellen auch einfach eine aktuelle Arbeit vor. Sicher ist das vorher nie. Es kann auch mal passieren, dass Thomas Lehmen und Marten Spångberg einen Küchentisch aufbauen und, während sie ihre Zuhörer durch frische Waffeln ruhig stellen, mit Laptop, Beamer und Waffeleisen, aber ohne Hose fett über Kunst und Kollegen herziehen. Oder der für seine Horrorstreifen berüchtigte Experimentalfilmer Jörg Buttgereit erklärt einer Blondine genüsslich, dass die Leute das Kino schließlich bezahlen, um sich vergewaltigen zu lassen. Was der Tanz nicht kann, da ihm die Stärke des Films fehlt. Und im Übrigen sei ihm sowieso nicht klar, was die Leute am Tanz reizt. Sagts dem Tanzpublikum mitten ins Gesicht, schließlich hat er hier nichts zu verlieren.

Aber nicht immer geht es so provokant zur Sache, und auch das Publikum hat ein Wörtchen mitzureden. Verzichtet es auf Fragen, sind Künstler und Moderation im Zugzwang. Das muss keine Länge sein, denn dann gibt es eben Hintergrundinfos, Videobeispiele oder Demonstrationen. Wie die von Lutz Glandien, der Kindheitserinnerungen eines Sprechers solange durch den Rechner dreht, bis Musik daraus wird. Die legt sich beim Hören ganz eigentümlich auf die Brust, weil die geschredderte Stimme vielleicht fünf mal hintereinander tief einatmet, ansetzt und – tief einatmet, ansetzt und… Oder Christina Ciupke tanzt eine Bewegungssequenz und fordert alle ganz harmlos auf, aufzuschreiben, was sie sehen. Wer möchte, kann seine Version anschließend vorstellen. Kleines Problem: Wie, bitte, fasse ich Bewegung in Worte? Prompt kommt Leben unter die Besucher, die einen ergreifen das Wort und die Gelegenheit zur Selbstdarstellung, andere reden auf ihre Nachbarn ein, der Rest verliert den Überblick. Harte Zeiten für die Moderation.

Die liegt in den Händen von Isabel Pflug, der Dramaturgin

Foto: Alexander Burzik

des Hauses. Seit ungefähr einem Jahr organisiert und moderiert sie das Projekt. Damals wurde das THU mit neuen Leuten besetzt, und schon wenig später hob sie Reden über Bewegung aus der Taufe. Die Idee entstand über einer interaktiven Probenwoche des Labor G.RAS, als das Publikum seinen Bedarf nach Vermittlung und die Künstler ihren Wunsch nach Feedback anmeldeten. Der Schwerpunkt liegt dementsprechend nicht auf Musical, sondern auf der so experimentierfreudigen wie theorielastigen Richtung des aktuellen Tanztheaters. Ob die Runde eher Neueinsteigern zeitgenössische Tänzer zum Anfassen präsentiert oder alten Hasen Gelegenheit zum Austausch bietet, hängt immer wieder vom Publikum ab. Ihre redenden Gäste lädt Isabel nach Gusto ein. Wer ihr interessant erscheint und noch dazu gerade mit einem Stück zu sehen ist, kommt in Betracht. Die Choreographen und Tänzer können dann Gesprächspartner vorschlagen, die selbst nicht aus dem Tanz kommen sollten. Als Nächste wollen sich am 15. Dezember die cie. toula limnaios zusammen mit einem Opernregisseur ihrem Thema stellen, als weitere Kandidaten sind Isabelle Schad und Anna Huber angedacht. Nächsten Mai mündet Reden über Bewegung in ein öffentliches Symposium, bei dem nicht nur die Besucher einbezogen werden, sondern auch Tänzer und Wissenschaftler die Positionen tauschen. (Ich wollte immer schon mal einen Professor im Tutu sehen). Reden oder sich regen, das wird dann die Frage. Das Sein oder Nichtsein hat sich allerdings schon jetzt erledigt: Mit dem sich anschließenden nächsten Führungswechsel und der Zusammenlegung des Theaters am Halleschen Ufer mit dem Hebbel-Theater wird es wohl kein »Reden über Bewegung« mehr geben.

Christian Kunze <

»Reden über Bewegung«
Theater am Halleschen Ufer
Hallesches Ufer 32, 15. Dezember, 12 Uhr

Uni-Termine

11. bis 22. November
Hauptanmeldezeit Unterrichtspraktika
Ziegelstraße 12, Raum E 01
Infos: (030)2093-1572

13. bis 15. November
Urabstimmung zum Semesterticket
Wahllokale:
Unter den Linden 6, Raum 3119
Adlershof (Haus I, Raum I 019)
Öffnungszeiten im Hauptgebäude:
Mittwoch, 13. November und
Donnerstag, 14. November, 10 bis 18 Uhr,
Freitag, 15. November, 10 bis 16 Uhr.
Das Wahllokal in Adlershof hat an allen drei Tagen von 10 bis 16 Uhr geöffnet.

Vorträge und Veranstaltungen

27. November
Eröffnungsveranstaltung Inaugural Lecture 2002 des Großbritannien-Zentrums
Thema: The Future Library: Redefining Libraries and Librarians in the 21st Century
Referent: Graham Jefcoate, Generaldirektor der Staatsbibliothek zu Berlin
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
18:15 Uhr
Infos: Corinna Radke, Tel:2093-5333
www2.rz.hu-berlin.de/gbz/

- Hausarbeit
- Abschlussarbeit
- Dissertation
- Korrekturlesen + Layout
- Lektorat
- Prüfungsvorbereitung

?

fast
First-Class Assistance for Students & upcoming Scientists

!

bietet
Beratung, Betreuung
und Intensivkurse

Obertrautstraße 42, 10963 Berlin
Internet: www.fast-berlin.de
Fon: (030) 392 92 70 Fax: (030) 399 072 11

W.E.B. Du Bois Lectures
American Studies in Perspective
jeweils 18 Uhr c.t. - 20 Uhr
Amerikanistik-Bibliothek
HU-Hauptgebäude, Raum 3002
Infos: Prof. Dr. Lenz,
Tel.: 2093-2313/-2488
www2.rz.hu-berlin.de/amerika
12. November
»Narrating Space in Tourism: Ethnic Neighborhoods in New York«
Referentin: Dorothea Löbbermann, Zentrum für Literaturforschung, Berlin
26. November
»E. D. Pragmatist? Experiment and Experience in Emily Dickinson's Poetry«
Referentin: Christa Buschendorf, J.W. Goethe-Universität, Frankfurt/Main
12. Dezember
»Interkulturelles Verstehen mit multikultureller Jugendliteratur«
Referent: Lothar Bredella, Justus-Liebig-Universität, Giessen

Mosse-Lectures
Infos: Frau Dr. Elisabeth Wagner, Tel.: 2093-9777
21. November
19 Uhr
»Europe: Vanishing Mediator?«
Referent: Étienne Balibar, Université de Paris X Nanterre
HU-Hauptgebäude, Audimax
05. Dezember
19 Uhr
»Staaten und ihre Anderen«
Referent: Friedrich A. Kittler,
HU-Hauptgebäude, Audimax

Ringvorlesung
»Konzepte von Diplomatie – Berliner Botschaften stellen sich vor«
14. November
Referent: S. E. Sir Paul Lever, Botschaft des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Nordirland
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
Infos: Frau Deuber-Mankowsky,
Tel.:2093-8237
18 Uhr
21. November
Referent: Herr Mordechay Lewy, Vertreter der Botschaft des Staates Israel
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
18 Uhr
28. November
Referent: S. E. Herr Issei Nomura, Botschaft von Japan
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
18 Uhr
05. Dezember
Referent: S. E. Herr Salem Quateen, Liga der arabischen Staaten, Mission Berlin
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
Helmholtz-Vorlesungen
18 Uhr
Infos: Dr. Cornelia Weber, Tel.: 2093-2563
www2.hu-berlin.de/hzk/
21. November
Heisenberg in Berlin
Referent: Dr. Helmut Rechenberg
HU-Hauptgebäude, Kinosaal
18:30 Uhr – 20 Uhr
12. November
»Hängt Kultur von Medien ab?«
Referent: Prof. Dr. Hartmut Böhme, HU Berlin zur Kulturtheorie in
Habelschwerdter Allee 45, Hörsaal 2,
16 – 18 Uhr
Infos: Prof. Dr. Sybille Krämer, Tel.: 838-54020, -54509

Kultur

4. November 2002 bis
12. Januar 2003
»Ovations« – Großer asiatischer Zirkus
Festspielplatz am Kurt-Schumacher-Damm
Di – Fr 20 Uhr
Sa 15 Uhr & 20 Uhr
So 14 Uhr & 18 Uhr

10. –15. November
16. Woche des Hörspiels
Akademie der Künste, Hanseatenweg 10
Infos: Silke Baer, Tel: 030-39076 -162, e-mail baer@adk.de
www.hoerspielwoche.de

15. November
Ausstellung und Fest
»Atelierfest der Karl-Hofer-Gesellschaft«
Neben den offenen Ateliers der Stipendiaten und Gastkünstler wird den Besuchern ein attraktives und umfangreiches Programm von Studierenden und Absolventen der Universität der Künste Berlin inklusive Live-Jazz geboten.
Kultur- und Technologiezentrum Rathenau, Gebäude 59, 3. Etage
Wilhelminenhofstraße 83-85
Beginn: Freitag, 19 Uhr
Infos: Matthias Langner,
Tel. (030) 3185-2349

Kino

Kinoklub der HU
jeweils 20 Uhr im Kinosaal
12. November
Beijing Bicycle (OmU)
19. November
Tati's Schützenfest
21. November
Abre los ojos
26. November
Requiem for a dream (OV)
28. November
Vanilla Sky (OV)
03. Dezember
Lucia und der Sex (OmU)
05. Dezember
Solas (OmU)
10. Dezember
Die Liebenden des Polarkreises (OmU)

Filmneuanläufe November
14. November
»The One«
www.theone-derfilm.de
21. November
»Die Vier Federn«
(Abenteuer, Kriegsfilm)
21. November
»L'amour«
www.lamour-der-film.de
28. November
»Zwischenland«
www.pegasosfilm.de
28. November
»11'09''01«
(siehe Seite 37)

Ausstellungen

7. November 2002 bis 2. März 2003
»Sex im Pflanzenreich – Lust und Frust«
Ausstellung rund um die Fortpflanzung von Pflanzen
Ort: Botanischer Garten
Königin-Luise-Straße 6 – 8

12. November
Vernissage »Figur Berlin«
Holzdruck, Collagen, Malerei
(Martin Enderlein und Frank Merten)
Kleine Humboldt-Galerie
19 Uhr
Austellung bis 20.Dezember

15. November 2002 bis 12. Januar 2003
»Zwischenspiel: Zwiesprache«
Fotografische Portraits 1900 – 1990
Kunstforum in der Grundkreditbank, Budapester Straße 35

Theater

5. November bis 1. Dezember
»SoloDuoFestival«
Berliner und Internationale Produktionen
Theater am Halleschen Ufer
www.thub.de

27. November bis 1. Dezember
»Fräulein Julie«
Theater Puta madre
Brotfabrik Berlin,
Caligariplatz/Prenzlauer Promenade 3
jeweils 20.30 Uhr
www.puta-madre.de/

5. Dezember
Premiere »Hirngespinste«
weitere Vorstellungen: 6.- 8. und 10.- 15. Dezember
Saalbau Neukölln, Karl-Marx-Straße 141
jeweils 20 Uhr
www.stadthirsch.berlin.de

Sonstiges

noch bis 14. Dezember
Kulturfestival Berlin-London
verschiedene Veranstaltungsorte
www.britishcouncil.de/berlin-london

10. bis 19. November
Jüdische Kulturtage
verschiedene Veranstaltungsorte
www.herden.de/jkt

15. bis 17. November
EXPOLINGUA – 15. Internationale Messe für Sprachen und Kulturen
Russiches Haus der Wissenschaft und Kultur, Friedrichstraße 176 – 179
www.expolingua.com
Täglich: 10.00 – 18.00 Uhr

28. November
CD- & Schallplattenbörse
Statthaus Böcklerpark, Prinzenstraße 1
15.30 Uhr

»Alles Antisemiten?«
unter diesem Titel startet die Hummel Antifa eine Veranstaltungsreihe zur Neuorientierung des Antifaschismus:
16. November
Antisemitismus und Globalisierungskritik
Referenten aus den Niederlande
20. November
Kultur und Antisemitismus
4. Dezember
Moral, Antisemitismus und die radikale Linke
Referent aus Berlin von der Gruppe [art.e]-a radical theory

alles im HU Hauptgebäude, letztere im Krähenfuß

VIP Wissenschaftsberatung
für Studierende & Nachwuchswissenschaftler/innen

Beratung Karriereplanung Kurse Recherche Expertisen

- Betreuung von Dissertationen, Diplom- und Magisterarbeiten
- Hilfe bei Planung und Organisation von Forschungsprojekten
- Unterstützung bei der Stellung von Förderanträgen
- Beratung zu Studien- und Forschungsaufenthalten im Ausland
- Redigieren englisch- und deutschsprachiger Texte

Dr. phil. Virginia Penrose Dortmunder Str. 9A 10555 Berlin
fon: 030 / 886 776 31 fax: 030 / 886 776 27
e-mail: info@vip-wb.de http://www.vip-wb.de

über helfen in ostdeutschland

Katechismus des Studenten, XXX

Auch ich habe in diesem Jahr schon etwas Gutes getan. Ich befand mich auf der A9 auf dem Weg von München nach Berlin, als der Radiosprecher aufgeregt in sein Mikro hauchte, dass dringend Helfer in Bitterfeld benötigt werden. Es war die Zeit der Überflutung, und Dresden war, nach einigen Jahrzehnten, am Morgen mal wieder aufgegeben worden. Der Radiosender sendete flennende Ostdeutsche, und ich entschloss mich in einem Anfall von Großherzigkeit, von der A9 ab nach Bitterfeld zu fahren, um dort Sandsäcke zu füllen.

Aber ein Plan ist oft nicht einfach in die Realität umzusetzen, vor allem nicht in Katastrophengebieten. Am Ortseingang stand auf einer Tankstelle ein Feuerwehrwagen, ich hielt und fragte die in der Sonne bratenden und eislutschenden Feuerwehrmänner, wo ich hin müsse. Sie waren nicht halb so aufgeregt wie ich, eigentlich waren sie gar nicht aufgeregt, im Gegenteil. Und sie wussten auch nicht, wo sie hin sollten. »Da vorne soll irgendwo ein Lager sein,« sagte einer, und ich fuhr weiter Richtung Handweisung.

Das Lager bestand aus brotestreichenden ASB-Frauen und aus bettenaufbauenden ASB-Männern, die emsig umherwuselten und darüber mutmaßten, warum zum Teufel denn niemand komme. Da erst bemerkte ich, dass das Lager NUR aus brotstreichenden ASB-Frauen und bettenaufbauenden ASB-Männern bestand. Es war kein einziger da, der diese Hilfe beanspruchte. Man entschloss sich, ein Schild an der Strasse aufzustellen, und ich entschloss mich, weiterzufahren.

Je weiter ich bis zur Innenstadt vordrang, desto mehr Polizei war auf der Strasse. Die Atmosphäre wurde immer merkwürdiger, die Stadt immer ausgestorbener. Und niemand wusste, wo ich hin solle, wenn ich Sandsäcke füllen wollte. Im Radio sagte der hauchende Sprecher seinen Aufruf noch einmal durch, und ich drehte zur Strafe das Radio aus und legte eine Kassette ein. Ich kam mir ein bisschen vor wie in einem Jugendbuch über einen Reaktorunfall, ich steckte mir eine Zigarette an und fuhr weiter durch die Stadt. Niemand wusste Bescheid.

Nach einer halben Stunde wilden Abbiegens und Fragens und Rauchens fand ich durch Zufall, was ich finden wollte: Vor einer kleinen Feuerwache lagen zwei riesige Haufen Sand, und darum herum schaufelten, jeweils zu zweit, Hausfrauen und junge Zeckenmädchen Sandsäcke voll. Ich guckte erst mal ein wenig aus dem Autofenster. Hin und wieder kam ein Wagen mit Männern drin und holte die fertigen Sandsäcke ab. Weil dieser Job ja nichts für Frauen ist. Die heben sich sonst noch einen Bruch, und dann war es das mit dem Kinderkriegen.

Illustration: Ulrike Zimmer

Ich stieg aus, wankte zu den arbeitenden Frauen, und hatte prompt eine Schaufel in der Hand: »Ich muss mal Pause machen,« sagte ein pubertäres Zeckenmädchen mit rotgefärbten Haaren. So schippte ich Sand in die Säcke, die ihre Freundin aufhielt. Sie hatte auch rotgefärbte Haare. Ich schippte und schippte und hielt Sandsäcke auf, und an meinen Händen bildeten sich nach zwei Stunden schon Schwielen, und als der ASB mit Broten vorbei kam, konnte ich nichts essen, weil auf jedem Brot nur Leberwurst war, und ich bin doch Vegetarierin.

Nach vier Stunden Arbeit, ich wähnte schon mein nahes Ende kommen, kam plötzlich eine der Hausfrauen auf mich zu, und sagte: »Na, Du bist doch Wessi, das sieht man ja gleich.« »Ja,« sagte ich erstaunt. »Und jetzt erst mal Katastrophentourismus machen, oder wie?« raunzte sie mich an und erinnerte mich ein bisschen an Honecker. Ich war so erstaunt, dass ich wieder zur Schaufel griff, während sie abzog, und ich merkte, wie alle grinsten und nach einiger Zeit auch tuschelten. Ich war der einzige Wessi hier in der Runde und die einzige Vegetarierin. Und ich sagte gar nichts mehr.

Ich sagte nichts mehr, als man mich belehrte, dass ganz Bitterfeld in pakistanischer Hand sei, und die Ausländer aber keinen einzigen Sandsack füllen. Ich sagte auch nichts dazu, als der Wessi im DEVK-Versicherungsbüro die Ossis den Keller seines Büros mit Sandsäcken versiegeln ließ, und er nur aus einem oberen Fenster heraus Anweisungen gab, wo die denn am besten lägen. Ich sagte nichts, als ein älterer Herr aus dem Ruhrgebiet auftauchte und mit wilden Kommandos plötzlich versuchte, die Sandsackaktivitäten zu beschleunigen. Ich sage nichts: Ich schweige zum Ostwestkonflikt.

Annika Waldhaus <

ÄRZTE OHNE GRENZEN zögert nicht, sondern leistet medizinische Nothilfe in mehr als 80 Ländern und macht Verstöße gegen das humanitäre Völkerrecht öffentlich. **Helfen Sie mit!**

Spendenkonto 97 0 97
Landesbank Berlin
BLZ 100 500 00

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V., Am Köllnischen Park 1, 10179 Berlin
www.aerzte-ohne-grenzen.de

MEDECINS SANS FRONTIERES
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Träger des Friedensnobelpreises 1999

ALLES FÜR REISEN
Vom Rucksack über Zelte, Schlafsäcke, Schuhe, zweckmäßige Bekleidung und Equipment, bis zu kompetenter Beratung bekommt Ihr bei uns alles, damit Draussensein Spaß macht.
CAMP 4
Der Ausrüster für Travelling, Trekking, Bergsport und mehr in Berlin-Mitte
K.-Marx-Allee 32, U Schillingstr., öffentl. Parkplätze vorm Laden, Tel.: 242 66 34
jetzt auch wieder unter: www.camp4.de
gestaltung: t. seiffert, berlin